

858497

L e s e b u c h

für

Unteroffiziere und Soldaten

des Preussischen Heeres

in und außer

den Kompagnie- und Eskadrons-Schulen.

Eine Sammlung

rühmlicher Waffenthaten, ermunternder Beispiele,
rechtlicher Handlungen und belehrender
Erzählungen

über

den Stand und die Verhältnisse des Soldaten.

Von

C. v. Decker,

Oberst und Brigadier der ersten Artillerie-Brigade.

Vierte (unveränderte) Auflage.

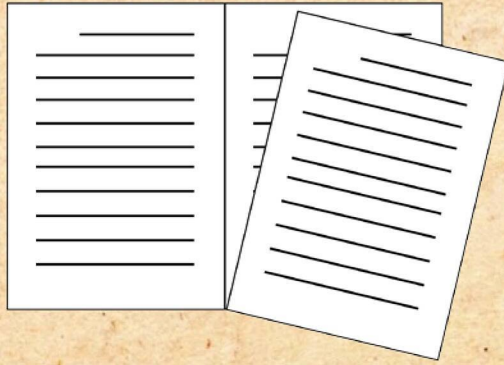
Erster Theil.

Zugleich ein angenehmes Geschenk zur Belohnung des Fleißes
und Wohlverhaltens für die männliche Jugend.

Berlin, Posen und Bromberg.

Druck und Verlag von C. S. Mittler.

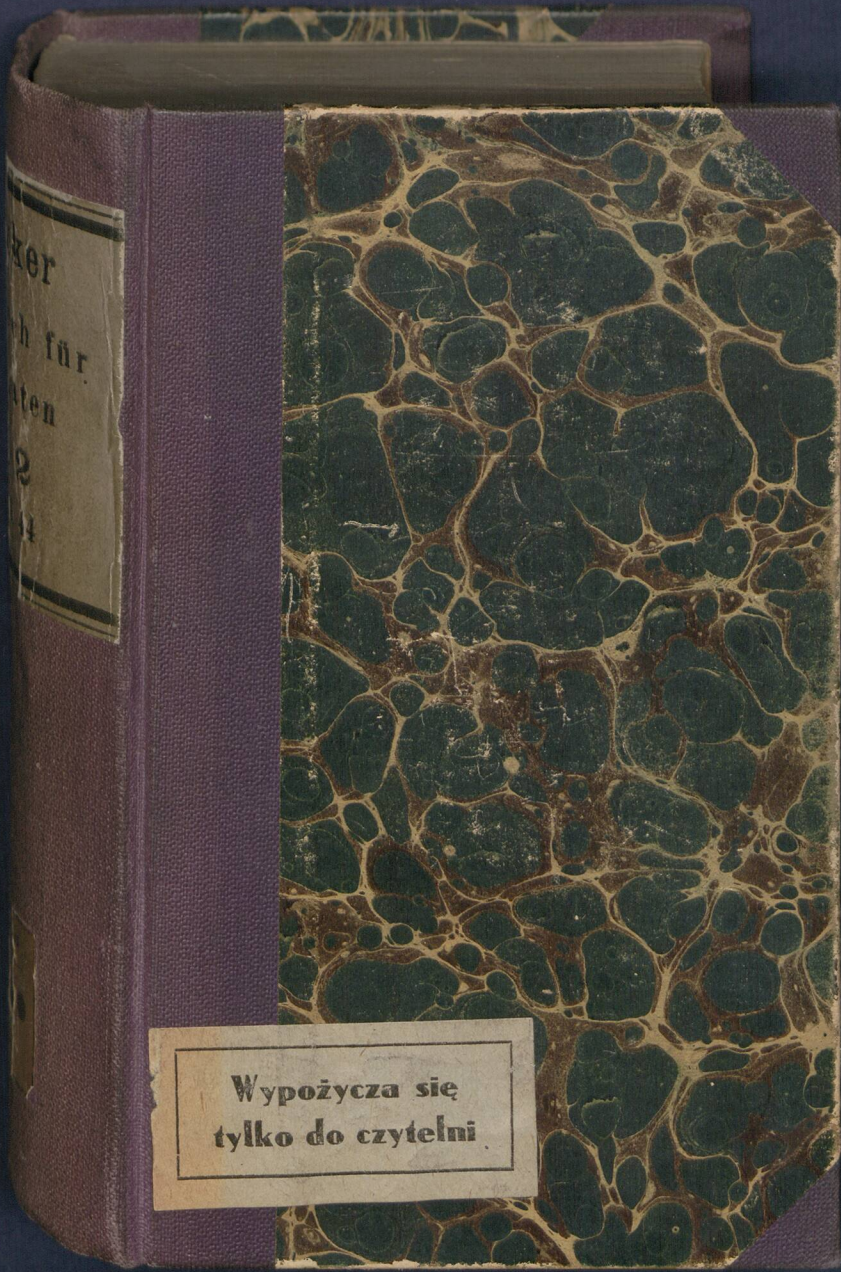
1836.



W woluminie kolejno współprawne sygnatury:

Ef 420 /1

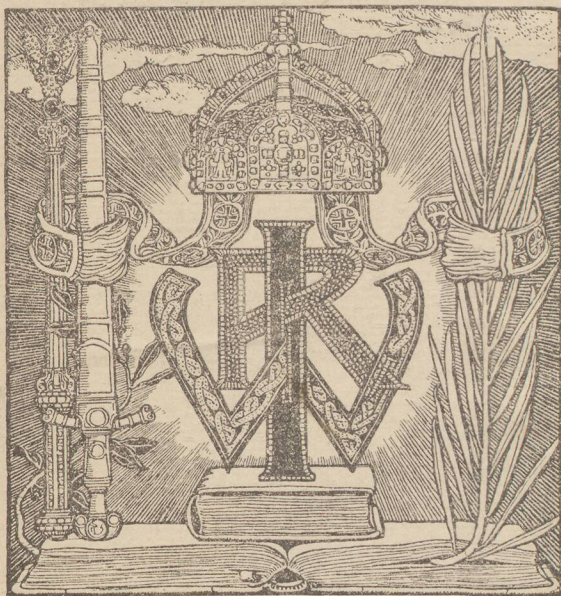
Ef 420 /2



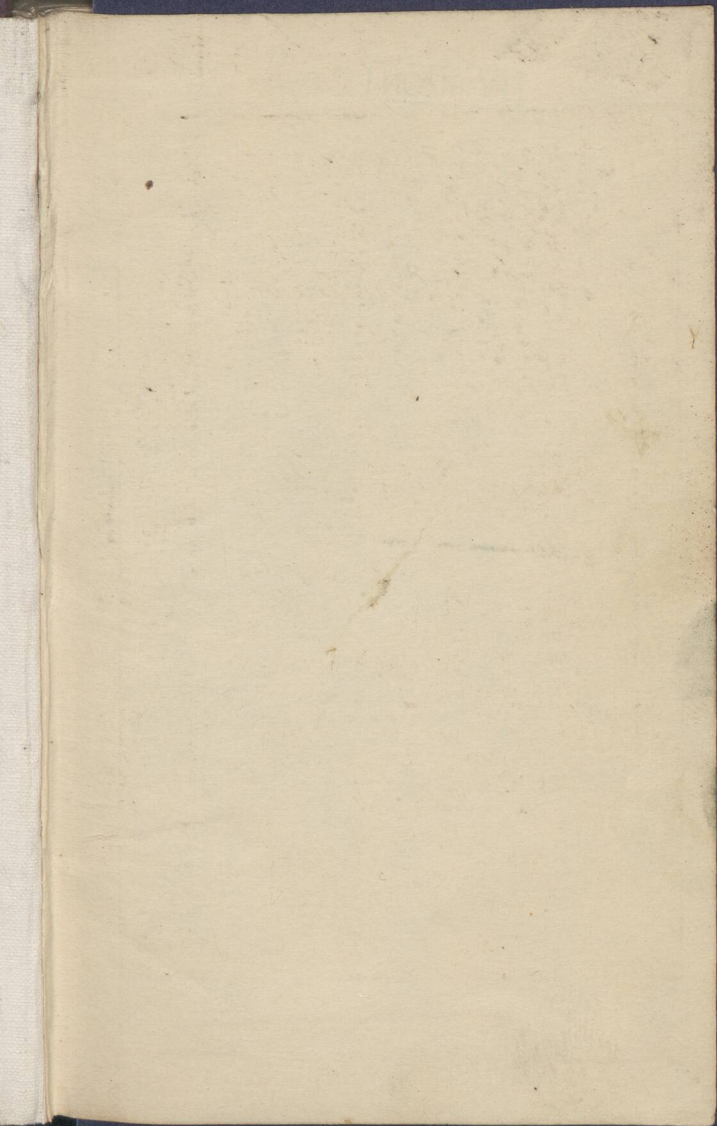
ker
h für
ten
2
4

Wypożycza się
tylko do czytelní

KAISER-WILHELM-BIBLIOTHEK-POSEN



Geschenk der Kgl. Hofbuchhandl.
E. S. Mittler & Sohn, Berlin. 1902.



HORIZON

858737



L e s e b u c h

für

Unteroffiziere und Soldaten

des Preussischen Heeres

in und außer

den Kompagnie- und Eskadrons-Schulen.

Eine Sammlung

rühmlicher Waffenthaten, ermunternder Beispiele,
rechtlicher Handlungen und belehrender
Erzählungen

über

den Stand und die Verhältnisse des Soldaten.

Von

C. v. Decker,

Königlich Preussischen General-Major.

E r s t e r T h e i l.

Zugleich ein angenehmes Geschenk zur Belohnung des Fleißes
und Wohlverhaltens für die männliche Jugend.



612

1

b

r

t

2

858797

L e s e b u c h

für

Unterofficiere und Soldaten
des Preussischen Heeres

in und außer

den Compagnie- und Escadrons-Schulen.

Eine Sammlung

rühmlicher Waffenthaten, ermunternder Beispiele,
rechtlicher Handlungen und belehrender
Erzählungen

über

den Stand und die Verhältnisse des Soldaten

Von

C. v. Decker,

Oberst und Brigadier der ersten Artillerie-Brigade.

Vierte (unveränderte) Auflage.

Erster Theil.

Zugleich ein angenehmes Geschenk zur Belohnung des Fleißes
und Wohlverhaltens für die männliche Jugend.

Berlin, Posen und Bromberg.
Druck und Verlag von C. S. Mittler.
1836.

Ep 42011



Seiner Majestät

dem

Könige Friedrich Wilhelm III.

mit Allerhöchst Dessen Erlaubniß

allerunterthänigst gewidmet
vom Verfasser.

Seiner Majestät

dem

König Friedrich Wilhelm III.

in Königsberg seinen Erbprinzen

in Königsberg den 17ten Decembris

dem Verfasser.

**Allerdurchlauchtigster
Großmächtigster König!
Allergnädigster König und Herr!**

Euer Königlichen Majestät haben mir erlaubt, Allerhöchst Ihnen dieses Buch widmen zu dürfen.

Diese Gnade erkenne ich mit um so größerer Dankbarkeit, da sie mich für dasjenige obenein belohnt, was mir schon an sich eine so angenehme Pflicht war.

In dem Herzen der Waffengefährten die Liebe für ihren und meinen theuern König, so wie für unsern ehrenvollen Stand, durch Erzählung braver Thaten — welche Soldaten des vaterländischen Heeres, unter der Anführung seines geliebten Monarchen und des unsterblichen Preussischen Feldherrn, vor den Augen von Europa vollführten, — zu nähren: dies ist die vornehmlichste Bestimmung des gegenwärtigen Werkes; den Soldaten dabei auf eine

eingängliche, herzliche Weise auf manche seiner
Krieger- und Bürgerpflichten aufmerksam zu
machen, — die zweite und nächste.

In wiefern mir dieser Zweck gelungen ist,
wollen Euer Königliche Majestät huldreichst
und gnädig beurtheilen. Ich war bis jetzt so
glücklich, Euer Königlichen Majestät Zufrieden-
heit mit meinen geringen litterarischen und
wissenschaftlichen Arbeiten zu genießen; möge
auch dieser geringfügige Beitrag sich einer
gleichen Gnade zu erfreuen haben!

Mit unwandelbarer Liebe und unerschütter-
licher Treue ersterbe ich in tiefster Ehrfurcht als

Euer Königlichen Majestät

Berlin,
d. 16. Sept. 1820.

allerunterthänigst = treu = gehorsamster Diener

C. v. Decker,

Major im Generalstabe.

Vorrede zur dritten Auflage.

Die gegenwärtige dritte Auflage des 2c. Lesebuchs ist ein beinahe wörtlicher Abdruck der ersten und zweiten. Ich habe in der kurzen Zeit, in welcher die ersten beiden Auflagen vergriffen wurden, keine Veranlassung gehabt, bedeutende Abänderungen zu machen. Die in dem Buche enthaltenen Erzählungen 2c. beruhen auf geschichtlichen Wahrheiten, sind also keiner Veränderung unterworfen; jedoch habe ich nicht unterlassen, einige Berichtigungen, die mir auf entweder amtlichem Wege oder aus andern authentischen Quellen mitgetheilt wurden, an den betreffenden Stellen einzuschalten. Die übrigen Aufsätze habe ich mit zu inniger Ueberzeugung geschrieben, als daß ich meine Ansicht darüber ändern könnte, und selbst das lieblose

VIII

Urtheil eines übelgelaunten Rezensenten, dem meine einfache Moral lästig schien, kann mich nicht dazu bewegen. Ich habe das Gute gewollt, und mir ward die Genugthuung zu Theil, meinen Zweck erreicht zu sehen. Der Beweis dafür ist theils darin begründet, daß die erste Auflage des Lesebuchs vergriffen war, ohne jemals in dem Buchhandel gewesen zu seyn; und gleich eine zweite, so wie jetzt die dritte Auflage, erfordert wurde, — theils in dem allgemeinen Beifall, dessen es sich zu erfreuen hat, so daß es sogar in außerpreussischen Heeren als Lesebuch für Unteroffiziere und Soldaten eingeführt worden ist.

Berlin,
den 1. Februar 1826.

Der Verfasser.

I n h a l t.

	Seite
Anrede an alle Soldaten des Preussischen Heeres	1
I. Soldatentreue bis zum Tode	10
II. Kann hohes Alter uns von der Kriegerpflicht entbinden?	15
III. Zwei rühmliche Charakterzüge	19
IV. Militairischer Gehorsam. — Kriegszucht	20
V. Das brennende Dorf	32
VI. Der brave Soldat denkt, auch wenn er verwundet ist, nur an seine Kriegerpflicht	37
VII. Liebe zu seinen Waffen	43
VIII. Rühmlicher Muth bei seltner Besonnenheit	54
IX. Kavallerie kommt!	60
X. Der Freiwillige	66
XI. Der Waffenruhm eines alten Regiments muß dem jungen Soldaten heilig seyn	74

	Seite
XII. Die biedre niederländische Gemeinde .	78
XIII. Der die Uneigennützigkeit auf seine Art belohnende Kosack	84
XIV. Soldatenmusik. — Gefänge	86
XV. Der wackre Artillerist	94
XVI. Der brave Soldat setzt freudig sein Leben ein, um seine Fahne zu retten	97
XVII. Die unerschrockenen Artilleristen . .	100
XVIII. Der König kommt!	103
XIX. Der brave Soldat zieht einen freiwilligen Tod einer schmachvollen Gefangenschaft vor	104
XX. Ein Offizier setzt sein Leben für die Rettung eines Soldaten ein . .	109
XXI. Das Steingefecht	114
XXII. Die großmüthigen Bürger	120
XXIII. Der ehrliche Soldat	123
XXIV. Menschlichkeit siegt über Durst nach Rache	128
XXV. Gutmüthigkeit und Edelssinn	133
XXVI. Besonnenheit des Einzelnen bewirkt oft die Erhaltung des Ganzen . .	135
XXVII. Den Feind durch List zu täuschen wissen, wiegt oft einen Sieg auf .	140
XXVIII. Die arme Ballstrickerin	145
XXIX. Wahres Ehrgefühl verachtet jede Ge- fahr	147
XXX. Platz da, es kommt eine Kugel! . . .	156
XXXI. Ein rühmlicher Charakterzug	159
XXXII. Der abgeschnittene und doch brave Schütze	161

	Seite
XXXIII. Die tapfern Jäger und Soldaten des Leib-Regiments	167
XXXIV. Wer nur Lust hat, sich zu weh- ren, dem ist jede Waffe gleich will- kommen	175
XXXV. Die unerschrocknen Musketiere . .	183
XXXVI. Keckheit steht dem Soldaten mit- unter wohl an	188
XXXVII. Der brave Rechnungsführer . .	196
XXXVIII. Gute Infanterie geht auch zuwei- len angriffsweise gegen Kavallerie zu Werke	200
XXXIX. Die geretteten Kanonen	205
XL. Rühmliches Beispiel eines braven Tam- hours	209
XLI. Anekdote	211
XLII. Ein besonnener Soldat weiß von je- dem zufälligen Umstande Vorthheil zu ziehen	212
XLIII. Wer Lust hat, sich nützlich zu machen, findet überall Gelegenheit	219
XLIV. Soldatenglaube	221
XLV. Der verschlagene Husar	234
XLVI. Rechte Kameradschaft bewährt sich in der Gefahr	243
XLVII. Der seine Kanone auffuchende Rus- sische Offizier	252
XLVIII. Das Reiterlied	259
XLIX. Der Soldat im Kampfe mit Bauern	275
L. Soldatenfreuden	282

	Seite
LI. Der listige Schütze	298
LII. Rühmliches Benehmen eines Offizianten des Kriegs-Kommissariats	305
LIII. Die furchtlosen Offizierburschen	311
LIV. Vorwärts! Preußen!	318
LV. Lob des Krieges. — Schlußerzählung	323

An
alle Soldaten
des
Preussischen Heeres.



©
f
e
d
n
n
P
v
v
d
d
n
n
s
o
li

Lieben Waffenbrüder!

Empfangt hiermit ein Buch, das sowohl zu Eurem Nutzen als zu Eurem Vergnügen geschrieben wurde.

Euch, Ihr älteren Krieger des Heers, wird es Freude machen, durch dieses Buch an manchen heißen Tag der jüngst verfloffenen Zeit wieder erinnert zu werden; Ihr werdet so manchen Namen darin wieder finden, der Eure Pulse höher klopfen macht, denn kein alter, versuchter Soldat bleibt gleichgültig, wenn er von diesem oder jenem Gefechte reden hört, dem er entweder selbst beiwohnte, oder an welchem seine Kameraden rühmlichen Antheil nahmen; keiner wird ohne Theilnahme bleiben, wenn eines braven Regimentes Erwähnung geschieht, in welchem er entweder noch dient, oder mit dem er einst zusammen in der nämlichen Brigade gefochten hat.

Ihr aber, Ihr jüngeren Krieger, denen das

Glück nicht zu Theil werden konnte, an der Befreiung Eures Vaterlandes von fremdem Joch thätigen Antheil zu nehmen, Ihr werdet aus diesem Buche manchen wackern Mann und manche rühmliche That kennen lernen. Jener vergoß sein Blut für den König und die Ehre des Vaterlandes; diese — ich meine die That — mußte geschehen, damit Ihr als freie Bürger eines glücklichen Staates erzogen werden konntet, und nicht die Sklaven eines fremden Tyrannen wurdet.

In der Brust des hochherzigen Jünglings kann daher die Dankbarkeit für das, was der König und das Heer für ihn gelitten und gethan haben, nicht ersterben, und mit Stolz wird er den Vorzug erkennen, jetzt ein Mitglied dieses tapfern Heeres sehn zu dürfen.

Der Name Preuße ist, so weit die Geschichte reicht, stets von allen Nationen mit Achtung und Ehrfurcht genannt worden. Diese Achtung zu erhalten, ist daher die Pflicht jedes Sohnes der Preussischen Monarchie, und kann er diese Pflicht schöner und sichrer erfüllen, als wenn er jenen Veteranen sich angereihet sieht,

die schon für den Ruhm des Vaterlandes fochten und siegten, als er noch — ein zarter Knabe — in der Wiege lag; die schon mit Todesgefahren, Beschwerden und Ungemach aller Art kämpften, und oft bitterm Mangel litten, während er im ruhigen heiteren Schooße seiner Familie glücklich war, und es kaum ahnte, daß das Blut der Landsleute fließen mußte, um die Frucht einer freien Selbstständigkeit und Unabhängigkeit seines Vaterlandes zur Reife zu fördern?

Nichts stählt das Herz des braven Jünglings mehr, als die Erinnerung an hochherzige Thaten seiner Väter, seiner Landsleute. Sorgfältig bemühen sich die Geschichtschreiber, sie der Vergessenheit zu entreißen; denn sie sind ein theures, heiliges Erbtheil des ganzen Volkes, — theuer, weil sie mit dem Blute der Brüder erkaufte wurden, heilig, weil sie die Ehre des Volkes fortpflanzen bis auf kommende Geschlechter.

Mögen Euch, meine jungen Freunde, deshalb die Thaten des vaterländischen Heeres stets theuer und heilig bleiben!

Bedenket ferner, daß jenen Großthaten dadurch erst der Stempel des höchsten Glanzes aufgedrückt ward, daß sie meistens unter den Augen Eures Königs und Herrn geschahen. Kann ein König sein Volk höher ehren, als wenn er selbst mit den Prinzen seines Herrscherhauses hinauszieht auf das eiserne Feld des Todes; sein eigenes heiliges Blut, und das der Söhne seines Königsstammes, freudig daran setzt, um seinem Volke den Sieg über die Feinde des Landes erringen zu helfen?

Preußens Könige, und die Fürstensöhne des berühmten Hauses der Hohenzollern, haben nicht nur die Palme, sondern auch das Schwert selbst mit eigener, hoher Hand geführt. — Dies ist die schönste Perle in der Krone des Preussischen Ruhms.

Auf denn, meine Brüder! laßt uns einander gemeinschaftlich den männlichen Handschlag darauf geben: Treu diesem Könige, treu der Ehre, weil wir **Preußen** sind!

Dieses Buch wird in Eure Hände gegeben, Ihr Krieger des Preussischen Heeres, damit Ihr fleißig darin lesen und Euch an der Erzählung braver Thaten Eurer frühern oder noch lebenden Waffengefährten weiden möget. Ihr findet keine erfonnenen Geschichten darin, sondern wahrhaft geschene Thatsachen, einfach, treu und ohne Schmuß Euch wieder erzählt, so wie sie sich wirklich zugetragen haben.

Wenn ich diese Gelegenheit wahrnehme, Euch dabei mit manchen Pflichten Eures Standes bekannt zu machen, so werdet Ihr mir dieses danken. Aus dem Munde eines erfahrenen Kriegers, der nun schon über fünf und zwanzig Jahre den Säbel für seinen und Euren König führte, werdet ihr Ermahnungen und Zusprüche gewiß lieber hören, als wenn junge Dichterlinge, die der Feder oft mehr gewachsen sind als der Klinge, Euch etwas vorschwätzen wollen von Thaten und Pflichten, die sie erst noch beweisen sollen. Auf dem Schlachtfelde gestaltet sich alles anders, wie hinter dem Tische des Zeitungsschreibers, und nur derjenige wird eingänglich zu seinen Brüdern re-

den können, der mit ihnen focht, mit ihnen genoß — und auch mit ihnen darbt.

Nehmt daher das, was Euch hier erzählt wird, mit Vertrauen auf, und bedenket, daß nichts hingeschrieben wurde, was nicht auf wirklicher reifer Erfahrung beruht, und nicht zu Eurem gemeinsamen Besten abzweckte.

Darum ist auch dies Buch Allen ohne Unterschied gewidmet, die nur das Preußische Feldzeichen am Säbel tragen und sich zum Preußischen Heere zählen dürfen. Ich sprach weder zum stehenden Heere allein, noch zur Landwehr insbesondere; weder ausschließlich zum Kavalleristen oder Infanteristen, noch zum Artilleristen oder Pionier. Das Gute und die Liebe gehört Allen, Allen zugleich an, sie mögen eine Farbe tragen, welche es auch sei.

Schöpft Ihr wahren Nutzen und reines Vergnügen aus diesem Buche, so will ich die Zeit nicht für verloren achten, die ich verwendete, um es niederzuschreiben; — sollte es mir aber gelingen, den Guten dadurch im Guten zu befestigen, den Minder guten aufzumuntern,

besser zu werden, so wäre dies die schönste Belohnung, die mir widerfahren könnte.

So umschließe ich Euch denn, meine biedern Waffengefährten, mit reiner kameradschaftlicher Liebe, und wünsche Euch Glück und den Segen des höchsten Gottes in Eurem ehrenvollen Stande und auf allen Euren mühevollen Wegen. — Gedenkt auch meiner mit gleicher Liebe.

Berlin, den 16. September 1820.

Der Verfasser.

I. Soldatentreue bis zum Tode.

Soldaten, von ächter Liebe und Treue für den Schwur beseelt, den sie dem Könige ihrem Herrn leisteten, üben diese Treue auch dann noch aus, wenn schon der gewisse Tod vor ihren Augen steht, und ziehen diesen in rühmlicher Freiheit einem Leben in schimpflicher Gefangenschaft vor. Herzerhebend ist es für uns Preußen, daß die neuere Kriegsgeschichte unseres Vaterlandes mehrere glänzende Beweise für diese Behauptung aufstellt, und unter diesen will ich Euch das Folgende erzählen.

Es wird Euch bekannt seyn, daß die bei Berlin belegene kleine Festung Spandau sich noch im Jahre 1813 in französischen Händen befand, und von den Preußen belagert wurde.

Bei einem Angriff auf die Festung in der Nacht vom 20. zum 21. April, bei welchem

sich das damalige 4te, jetzt 5te Ostpreussische Infanterie-Regiment befand, wurden zwei Tirailleurs von der Compagnie des damaligen Hauptmanns von Grimmenstein dicht vor dem Potsdamer Thore schwer in den Füßen verwundet, so daß sie nicht weiter gehen konnten und verhindert wurden, sich ihrer Compagnie wieder anzuschließen, als diese in das Lager zurückmarschirte. Sie wurden natürlich bei der Compagnie für todt gehalten.

Nachdem alle Preussische Truppen vom Kampfplatz abmarschirt waren, suchten beide Soldaten kriechend die Trümmer eines der abgebrannten Häuser in der Potsdamer Vorstadt zu erreichen, um unter dem Schutze der Nacht der Aufmerksamkeit des Feindes zu entgehen, und so zu ihrer Compagnie zurückkehren zu können. Leider aber stellte der Feind seine Vorposten noch über die Trümmer jenes Hauses hinaus, so daß sie ihr Vorhaben weder in dieser noch in den folgenden Nächten ausführen konnten.

Gewöhnliche Menschen hätten keinen Augenblick Anstand genommen, sich dem Feinde zu

entdecken und seine Hülfe anzusprechen; allein die Liebe zum Vaterlande und zur Pflicht gegen ihren König überwand bei diesen Braven alle körperlichen Schmerzen. Sie waren fest entschlossen, lieber elendiglich umzukommen, als sich einer schimpflichen Gefangenschaft preis zu geben.

Vier Tage und vier Nächte — für den Schmerzenleidenden eine halbe Ewigkeit — brachten sie in ihrem Versteck zu, ohne Hülfe eines Arztes, ihre Wunden blos mit ärmlichen Tüchern, die sie gerade bei sich hatten, nachlässig verbunden, so gut sie es selbst zu thun vermochten.

Bald war das wenige Brod, das sich in ihrem Brodbeutel befand, aufgezehrt, und jetzt bestand ihre alleinige Nahrung in Baumrinde und Knospen von Gebüsch, die sich in der Nähe ihres Aufenthalts befanden. Doch ein viel ärgerer Feind als der Hunger wüthete jetzt auf sie ein: brennender Durst verzehrte die Unglücklichen, und keine Aussicht war da, ihn zu löschen, ohne nicht den feindlichen Vorposten in die Hände zu gerathen. Aber auch

diesen überwandten sie mit unerschütterlichem Muth und vertrauten auf Gott und ihren rechtschaffnen Entschluß. So groß ist die Herrschaft des Willens auch über die brennendsten Schmerzen des Körpers, wenn dieser Wille rein und ächt ist.

Ihr gläubiges Vertrauen zu dem höchsten Wesen, ohne dessen Willen kein Haar auf unserm Haupte gekrümmt werden darf, hat sie nicht betrogen. Am 25. April, Morgens 3 Uhr, erschien ein Preußischer Parlamentair und ritt bei ihnen vorüber. Mit Anstrengung ihrer letzten Lebenskraft riefen sie ihn an, und er genoß das unbeschreiblich süße Gefühl, der Retter zweier braver Soldaten werden zu können, die eine so seltene Beharrlichkeit in ihrer Pflichterfüllung bewiesen hatten.

Gott Lob! es ist mir vergönnt, Euch die Namen dieser hochherzigen Kampfgenossen zu nennen. Der eine heißt Lorenz Hopp, aus dem Dorfe Perschow des Amts Marienburg, der andre Johann Kiemer, aus den Gräflich Dohnaschen Gütern in Ostpreußen gebürtig. — Der Preußische Parlamentair, der ihr

Lebensretter wurde, war der damalige Lieutenant von Sobbe.

Denkt Euch, lieben Waffenbrüder, die Freude, als die braven Leute wieder bei der Compagnie ankamen, wie stolz diese und das ganze Regiment darauf war, sie wieder zu besitzen; denn wahrhaft treue Soldaten, die ihre Treue so laut und unwidersprechlich bewiesen haben, wie diese Braven, sind ein wahrer Edelstein in der Ehrenkrone eines tapfern Regiments.

Der Vorfall wurde sogleich Sr. Majestät dem Könige berichtet, und der großmüthige Monarch, der keine edle That in seinem Volke und Heere unbelohnt läßt, die zu seinen Ohren gelangt, ließ ihnen ein ansehnliches Geldgeschenk reichen und befahl, sie auf das sorgsamste zu pflegen. Ihr würdiger Compagniechef überreichte ihnen das Geschenk eigenhändig; seine eigenen Worte, mit denen er mir den Vorfall erzählt hat, sind: „Nie kann ich ohne Rührung an diese edle Menschen denken, und bin stolz auf die Erinnerung, der Chef einer Compagnie in jenem Regimente gewesen zu seyn.“

Ein Heer, dessen Soldaten von solcher Treue bis zum Tode beseelt sind, ist eine unerschütterliche Mauer um den Thron und das Vaterland, an der sich die Welle des Schicksals und der Uebermuth des mächtigsten Feindes bricht.

Sagt, meine Waffenbrüder, klopft Euch nicht das Herz lauter bei dem Gedanken, Kinder dieses Heers zu sehn, und jene Hochherzigen Eure Brüder nennen zu dürfen?

Ehret den König und bewahret Euch ächte Soldatentreue im deutschen Herzen!

II. Kann hohes Alter uns von der Kriegerpflicht entbinden?

Obgleich des Soldaten Dienstzeit für die verschiedenen Abstufungen im stehenden Heere und der Landwehr durch Königliche Verordnungen bestimmt ist, so opfert ein wahrer Soldat dennoch seine ganze Lebenszeit mit Freuden dem ehrenvollen Dienste seines Standes, so lange seine körperlichen Kräfte es ihm irgend nur erlauben; besonders wenn der

Kriegszustand eingetreten ist, und das Vaterland der Kräfte seiner Bürger bedarf. — Je tadelnswerther und unwürdiger es ist, wenn junge, rüstige Männer sich dem Kriegsdienste listig zu entziehen suchen, desto werthvoller erscheint es auf der andern Seite, wenn Greise ihre körperliche Schwäche vergessen, und mit dem Eifer des Jünglings zu dem Kampfplatze eilen, um ihre letzten Lebenskräfte willig und freudig dem Vaterlande zum Opfer darzubringen.

Euch, meine Waffenbrüder, zur Aufmunterung und Racheiferung, will ich in der kurzen Lebensgeschichte eines Preussischen Veteranen den Beweis geben, was der Mann vermag, wenn reiner Wille für die Sache seines Fürsten in ihm lebt, und daß der ächte Patriot sich selbst durch hohes Alter nicht von seiner Kriegerpflicht entbunden glaubt, so lange seine Kräfte noch ihre Erfüllung verstatten.

Karl Leopold ist im Jahre 1729 zu Alesnau, einem Dörfchen in Polen, geboren. Er trat den 29. Oktober 1755 in Preussische Kriegsdienste und wurde als gemeiner Husar

bei dem damaligen Husaren-Regiment Wartenberg (nachmals Pleß) angestellt. Er machte den ganzen siebenjährigen Krieg mit, wohnte vielen Schlachten desselben bei, und wurde bei Prag und Liegnitz schwer verwundet. Im Jahre 1778 machte er den Baierschen Erbfolgekrieg mit.

Im Jahre 1792 marschirte derselbe mit dem Regimente an den Rhein, wurde in den französischen Feldzügen seines Wohlverhaltens wegen zum Unteroffizier befördert, und erhielt für seine Tapferkeit im Gefechte bei Blieskastel die goldene Verdienstmedaille. Auch in diesen Feldzügen wurde er verwundet, und zwar in dem Gefechte bei Kreuznach.

Aus dem Feldzuge am Rhein marschirte das Regiment nach Polen; unser Leopold focht dort unter dem Kommando des Obersten Szekuli und wurde abermals verwundet. — Im Jahre 1806, als das Regiment aufgelöst ward, erhielt Leopold Wartegeld, und 1811 — er war nunmehr 82 Jahre alt — eine Stelle im Invalidenhanse zu Kiebnitz.

Da erscholl — zwei Jahre später — des

Königs Aufruf an sein Volk, und Karl Leopold ergriff im 84sten Lebensjahre von neuem die Waffen. Er trat im 5ten Schlesiſchen Landwehr-Kavallerie-Regimente als Unteroffizier ein, focht rühmlich bei Bautzen, an der Katzbach, bei Leipzig und bei Paris, und wurde nach dem Frieden wiederum auf Wartegeld geſetzt.

Beim Ausbruche des Krieges von 1815 wollte er von neuem in die Linie treten; allein der König, dem von dem ſeltnen Dienſteifer des ergrauten Kriegers Anzeige gemacht wurde, entband ihn dieſer Pflicht, verlieh ihm mittelſt einer huldreichen Kabinetsordre für ſeine in allen Schlachten und Gefechten bewieſene Tapferkeit das eiferne Kreuz zweiter Klaſſe, und bewilligte ihm bis zu ſeiner Verſorgung das doppelte Unteroffizier-Gehalt.

Am 12. März 1815 ſtellte ihn Se. Majeſtät der König als Lieutenant beim Berliner Invalidenhanſe an, woſelbſt er ſich noch mehrere Jahre einer guten Geſundheit und der Erinnerung ſeines rühmlich durchlebten kriegeriſchen Wandels während einer beinahe ſieben-

zigjährigen Dienstzeit erfreute, bis Gott ihn vor einem Jahre zu sich rief.

Karl Leopold war kein geborner Preuße, — aber Preußen ihm als Vaterland lieb geworden. Um wie viel mehr muß nicht sein Beispiel auf Euch, meine Waffenbrüder, wirken, die Ihr aufgewachsen seid unter dem Schutze des mächtigen schwarzen Adlers als gleich geliebte Kinder eines und des nämlichen guten Vaters!

III. Zwei rühmliche Charakterzüge.

In der Schlacht bei Leipzig befand sich das erste Bataillon des ersten Pommerschen Infanterie-Regiments am Grimmaer Thore, das der Feind mit der größten Hefigkeit vertheidigte, in einem höchst mörderischen Feuer. Da stürzten die Freiwilligen: der Feldwebel Granz, die Unteroffiziere Winkler und Kula, und die Musketiere Kersten, Giese, Haß, Löper und Treptow sich über die Brücke mitten in den Feind. Dieser — erstaunt und

erschreckt von dieser Kühnheit, ergriff die Flucht, rasch folgte ihm das Bataillon nach, und brachte ihn vollends in Unordnung. — Bei dieser Gelegenheit fielen dem braven Bataillon 5 feindliche Generale, gegen 100 Offiziere und 3000 Mann als Gefangene in die Hände.

In dem Gefechte bei Hochstraaten den 21. Januar 1814 wurde der Musketier Maaß von der 7ten Kompagnie des ersten Pommerschen Infanterie-Regiments in das Bein geschossen. Er schnitt sich die Kugel selbst und ohne fremde Beihülfe heraus, ladete sie in sein Gewehr, schickte sie hin, wo sie hergekommen war, und konnte sich, trotz seiner Verwundung, nicht entschließen, das Gefecht zu verlassen, um sich verbinden zu lassen.

IV. Militairischer Gehorsam. — Kriegszucht.

Ihr habt gewiß, lieben Waffenbrüder, schon oft die beiden Worte: Subordination und Disziplin nennen gehört? Ueber das, was

die beiden undeutschen Worte bedeuten, wird in unserm Stande viel und mancherlei geschwaßt, aber Wenige verstehen den wahren Sinn dieser Worte.

Die Ueberschrift lehrt Euch, wie beide Worte in unserer Muttersprache heißen, den Sinn derselben will ich versuchen, Euch näher zu erklären, und bin im Voraus überzeugt, Ihr werdet mir Glauben schenken, weil ich aus eigener langjähriger Erfahrung zu Euch rede.

Was der militairische Gehorsam ist — oder die sogenannte Subordination, sagt Euch schon das Wort selbst, nämlich: Gehorsam des Untergebenen gegen seine Vorgesetzte; allein in unserm Stande ist dieser Gehorsam von einer ganz eignen Natur, das heißt, er besteht in einer blinden und unbedingten Hingebung des Untergebenen in den Willen seines Vorgesetzten, unter allen nur denkbaren Verhältnissen des Lebens.

Mancher Klügling, der vielleicht auf der Schule ein Paar Kollegia gehört hat und sich Wunder wie klug und weise dünkt, kommt

nun vielleicht auf den Gedanken, daß es für den Menschen, der mit freiem Willen geboren ist, doch eigentlich unziemlich und herabsetzend sei, diesen freien Willen unbedingt und gleichsam knechtisch einem Dritten unterzuordnen, der — nach seiner Meinung — vielleicht gar nicht einmal klüger und weiser ist, als er selbst. Lieben Freunde! laßt Euch durch das Geschwätz solcher Knaben nicht irre machen, sondern seht einmal die Sache auf folgende Art an.

Ein Heer ist mit einer großen Maschine zu vergleichen, die aus vielen einzelnen Theilen, Rädern und Getrieben, Hebeln und Balken zusammengesetzt ist. Der oberste Feldherr ist dem Maschinenmeister gleich zu achten, der, wenn er wie bei der Mühle die Schütze zieht, das Getriebe in Gang setzt oder nach Gefallen wieder hemmt. Nun wird doch keine große und kostspielige Maschine ohne Zweck, gleichsam um nichts und wieder nichts angelegt, sondern es soll irgend etwas Nützliches damit verrichtet werden, z. B. Korn gemahlen, Seide gesponnen, Eisen zu Blech gehämmert u. s. w. Dürfen sich nun wohl die ein-

zelnen Räder und Getriebe um den Zweck bekümmern, zu dem sie zusammengesetzt sind? Was würde wohl daraus entstehen, wenn das Rad sagte: Ich will mich heute nicht drehen; oder das Getriebe: Ich will heute nicht eingreifen; oder der Hebel: Ich will mich heute nicht so, sondern anders heben! Würde nicht die Maschine in Stocken gerathen? Würde sie wohl ihren Zweck erfüllen? Endlich, möchte wohl Einer von Euch, lieben Waffenbrüder, Meister bei einer so widerspenstigen Maschine sehn? Diese Fragen wird Euch Euer eigener Verstand beantworten.

Aehnlich ist es mit der militairischen Maschine. Die Soldaten und Unteroffiziere sind mit den Rädern und Getrieben, die Offiziere mit den Hebeln zu vergleichen, und der König, oder in dessen Stelle der oberste Feldherr, mit dem Maschinenmeister. Er winkt, und die Maschine geht; — er winkt wieder, und sie steht still. So lehrt es die gesunde Vernunft, was auch die Schulknaben darüber schwätzen und flügeln mögen.

Mit der militairischen Maschine hat es nun

außerdem noch eine andere Bewandniß. Sie unterscheidet sich nämlich von denen des gewöhnlichen Lebens dadurch, daß ein einzelner Hebel gar viele Räder und Getriebe in Bewegung setzen muß, folglich müssen auch diese ihm unbedingte Folge leisten, und sich genau so und nicht anders drehen, wie er es haben will; denn wenn ein einzelnes Rad links gehen wollte, während die andern rechts gehen sollen, würde abermals ein Stillstand entstehen, und der ganze schöne Zweck verloren gehen, zu welchem die große und theure Maschine erbaut wurde.

Ihr, meine Freunde, als verständige Menschen, werdet bei einigem Nachdenken dieses Gleichniß verstehen, und wissen, was damit gemeint ist. Zum Ueberfluß denket Euch einmal den Fall, wenn der König unser Herr beföhle, seine Armee solle zu irgend einem großen Zwecke im Juni nach Paris marschiren, die Generale aber meinten, es wäre besser nach Moskau, und die Offiziere, nach Dresden zu gehen; die Unteroffiziere zögen vielleicht den Monat September vor u. s. w., was würde
wohl

wohl die Folge seyn? Zerrüttung und Verwirrung, und wer würde am meisten darunter leiden? der große Zweck und das arme, unschuldige Vaterland.

Hieraus folgt also unwidersprechlich, daß jedes Mitglied eines Heers, es befinde sich auf welcher Stufe es wolle, seinem nächsten Vorgesetzten blinden Gehorsam und unbedingte Folge leiste in allem, was der Vorgesetzte von dem Mitgliede verlangt, es sei bei Tage oder bei Nacht, und in welcher Lage und welchem Verhältnisse es auch wolle. Dies, meine Brüder, ist es, was man militairischen Gehorsam oder auch wohl Subordination nennt.

Allein der verständige Mensch betrachtet den militairischen Gehorsam von zwei verschiedenen Seiten. Die eine will ich die äußerliche, die andre die innerliche nennen. Unter der äußerlichen wird verstanden, daß der Soldat pünktlich und genau dasjenige thut, was ihm befohlen wird; unter der innerlichen aber, daß er es willig, gern, und ohne darüber zu flügeln, thut.

Wenn z. B. der Feldwebel Euch um sieben Uhr zum Exerciren bestellt, Ihr Euch auch pünktlich einfindet, aber bei Euch selbst denkt: „Warum nun gerade um sieben Uhr und warum nicht eine Stunde später?“ so beweiset Ihr zwar äußerlichen, aber nicht innerlichen Gehorsam, und daran erkennt man allemal den schlechten Soldaten. Könnt Ihr denn wissen, warum Euch der Feldwebel gerade um diese Zeit bestellte? Hängt nicht auch er vom Befehle seines Offiziers, dieser wieder vom Stabs-offizier, und der letztere endlich vom General ab? — Es murren also nur die Thoren im Stillen über eine Sache, die sie gar nicht verstehn, und wobei ihr Verstand gar nicht ausreicht, das Ganze zu übersehen!

Es ist daher nicht genug, daß Ihr äußerlich gehorsam seid, Ihr sollt es auch innerlich sehn, und allemal denken, daß, wenn Ihr auch den Grund nicht gleich einsehen könnt, dennoch nichts geschieht, was nicht zu Eurem Besten oder zum Besten des Ganzen wäre.

Manches Mitglied einer Armee dünkt sich wohl gar weit klüger als sein nächster Vorge-

setzer, und meint in diesem Dünkel ein Recht zu finden, ihm, wenn auch nicht den äußerlichen, doch den innerlichen Gehorsam zu versagen. Das ist eine noch weit ärgere und schädlichere Verblendung. Erinnert Euch doch nur an die Geschichte in der Bibel, wo vom Splitter und vom Balken die Rede ist; den Splitter in Eures Bruders Auge gewahrt Ihr wohl, aber den Balken in Eurem eigenen mögt Ihr nicht sehen, weil es Eure thörichte Verblendung nicht zuläßt.

Und wie oft hat nicht die Erfahrung solche Klügler zu Schanden gemacht! — Wir hatten bei der Eskadron einen Gefreiten, Namens Jahnus, der sprach stets gewaltig klug und meinte, daß, wenn er einmal den 4ten Zug führen würde, es ganz anders und weit besser gehen solle. Was geschah? Eines Tages war der Lieutenant des Zuges anderwärts kommandirt, der Unteroffizier stürzte beim Exerciren und brach den Arm, und der Gefreite mußte den Zug führen. Nun ging alles bunt durch einander, der Gefreite schrie und lärmte, und machte alle Husaren so verwirrt, daß zuletzt

keiner mehr wußte, was er eigentlich von ihm wollte. Die Folge war, daß, wie die Eskadron wieder eingerückt war, die Husaren den weisen Klugsprecher tüchtig auslachten und ihm den Spottnamen des Superflugen gaben; späterhin hatte er allen Kredit bei der ganzen Eskadron verloren, und wenn er mitsprechen wollte, geboten ihm die Andern zu schweigen, und erinnerten ihn spottweise an den Aten Zug.

Dies kleine Beispiel ist auf alle übrigen Fälle anpassend. Ein Soldat, der ächten militairischen Gehorsam hat, hält es gegen seine Pflicht, seine Vorgesetzten zu bekritteln oder sich wohl gar klüger zu dünken; und selbst wenn er sieht, daß einmal ein Fehler vorfällt, so denkt er daran, daß wir alle Menschen sind und keiner ohne Fehler sei, und daß wir Nachsicht üben sollen, damit, wenn wir selbst ihrer dereinst bedürfen, sie uns nicht versagt werde.

Aus dem militairischen Gehorsam entwirft sich nun die Kriegszucht, oder wie man es zu nennen pflegt, die Disziplin. Ein Heer, dessen Soldaten zwar den äußerlichen, aber nicht den innerlichen militairischen Gehorsam

besitzen, kann keinen Anspruch auf Kriegszucht machen, und ein Heer, das keine Kriegszucht hat, gleicht einer zusammengetriebenen, höchst gefährlichen Horde, die zuletzt das Verderben des Vaterlandes herbeiführt. Die Kriegszucht legt jedem Soldaten nicht nur die Verpflichtung auf, den Posten, auf dem er steht, bis in den Tod treu und tapfer zu vertheidigen, sondern auch alles das, was ihm befohlen wird, mit Hintenansehung seiner Selbst und auf Gefahr seines Lebens zu erfüllen.

Die Geschichte hat uns zur Genüge bewiesen, daß nur solche Heere, in denen die Kriegszucht wohnte, große Kriegsthaten vollführen konnten, und daß Heere ohne Kriegszucht, und wenn sie noch so groß waren, zuletzt immer von einem kleinen Häuflein ächter Soldaten überwunden wurden.

Ihr habt gewiß schon von den tapfern Spartanern gehört, die, als die Perser ihr kleines Land mit Krieg überzogen, sich bei dem engen Pässe von Thermopylä ihren Feinden entgegenstellten. Ihre Zahl war mehr als hundertmal kleiner als die ihrer Feinde, aber sie

waren von Kriegszucht beseelt, dagegen das Heer der Perser in Weichlichkeit und Ueppigkeit versunken. Der tapfere Leonidas führte sie an, und der mächtige Xerxes gewann den festen Paß nicht eher, bis der letzte Spartaner todt war. So lehrt es die Kriegszucht.

Die Römer haben einst die halbe Welt erobert, weil ihre Heere vor allen die meiste Kriegszucht hatten, und nur erst, als diese nachließ, ging auch das Römische Reich zu Grunde.

Wie oft hat nicht unser großer Friedrich mit einem kleinen Heere eins gegen zehn gestanden; aber in seinem Heere lebte die Kriegszucht, und er schlug seine überlegenen Feinde.

Glaubt aber nicht etwa, die Kriegszucht heiße weiter nichts, als tapfer seinem Mann stehen und seine Fahne nicht verlassen. Nein, sie lehrt auch den Soldaten, Beschwerden ertragen, gegen Hunger und Durst, Hitze und Frost, muthig und ergebungsvoll ankämpfen, seine Pflichten unter allen Umständen erfüllen, nicht die Geißel eines eroberten Landes werden, nicht seinen Gang durch Raub, Mord und Plünderung, durch Sengen und Brennen

zu bezeichnen. — Glaubt mir, meine Brüder, die Gräuel des Krieges vermindern sich um mehr als die Hälfte, wenn die Kriegszucht in den Heeren wohnt, und darum soll jeder Einzelne darnach streben, einen solchen kriegerischen Wandel zu führen, wie wahre Soldatenehre und Kriegszucht es von ihm verlangen.

Ein solches Heer erwirbt sich Achtung bei Freund und Feind, wird der Segen des Vaterlandes, und darf gerechten Anspruch machen auf ächten kriegerischen Ruhm.

Das Preußische Heer ist seit Jahrhunderten durch seine Kriegszucht berühmt gewesen. Auf denn! Laßt uns einander die Hand darauf geben, diesen Ruhm zu bewahren, wenn der König uns auf das Feld der Ehre ruft! Am sichersten erreichen wir diesen erhabnen Zweck, wenn wir militairischen Gehorsam üben, äußerlich und innerlich, und wenn uns die Kriegszucht heilig bleibt.

V. Das brennende Dorf.

Wenn Ihr einmal zur Bertheidigung oder zum Angriff eines Dorfes kommandirt werdet, und das Unglück habt, dabei verwundet zu werden, so hütet Euch, meine Waffenbrüder, in ein Haus hinein zu gehen, in der Meinung, Eure Wunden dort mit mehrerer Sorgfalt verbunden zu sehn. Denn nach der Art, wie bei der jetzigen Kriegsführung um den Besitz der Dörfer gekämpft wird, ist es unter zehn neunmal der Fall, daß sie in Brand gerathen, und wehe dann den armen Verwundeten, die vielleicht in die Füße geschossen sind und nicht aus den Häusern heraus können, oder von ihren Schmerzen übernommen, nicht gewahr werden, was außerhalb vorgeht. Die schnell um sich greifende Flamme — denn meistens bestehen die Dörfer aus hölzernen Häusern, die mit Stroh gedeckt sind — ereilt sie dann, und sie werden ein Opfer ihrer Unvorsichtigkeit, kommen entweder im Rauch um, oder verbrennen gar auf eine elendigliche Weise.

Es ist nicht genug, daß Ihr Euch dereinst

dieser gut gemeinten Warnung erinnert, Ihr sollt sie auch Euren jüngern Kameraden mittheilen, um diese vor Schaden und Nachtheil zu bewahren; und um Eurem Gedächtnisse dabei zu Hülfe zu kommen, will ich Euch ein Beispiel aus dem Feldzuge von 1813 erzählen, das jene Wahrheiten bestätigt.

Am 18. Oktober jenes denkwürdigen Jahres war von beiden kriegführenden Theilen scharf um den Besitz des bei Leipzig belegenen Dorfes Probstheuda gestritten worden, ohne daß es den Preußen und ihren tapfern Verbündeten gelingen wollte, das Dorf zu erobern. Mehrere Male war die Preussische Infanterie schon bis zur Hälfte in das Dorf eingedrungen, hatte sogar sieben in dem Dorfe aufgestellte feindliche Kanonen erobert; aber immer rückten frische feindliche Massen heran und trieben die kühnen Anstürmenden wieder hinaus, die selbst die eroberten Kanonen stehen lassen mußten, weil sie solche nicht fortbringen konnten.

Natürlich konnte es dabei von beiden Theilen ohne Verwundete nicht abgehen; die von Preussischer Seite, welche ihrer schweren Wun-

den wegen das Dorf so schnell nicht wieder verlassen konnten, hatten obenein das Unglück, dabei gefangen zu werden. Ein Unteroffizier eines Schlesiſchen Infanterieregiments, der durch beide Füße geſchoſſen war, und die Gefahr kannte, vor der ich Euch jetzt warne, bat dringend, man möchte ihn nicht in ein Haus transportiren; allein die Franzoſen verſtanden ihn entweder nicht, oder hörten nicht auf ſeine Bitten.

Den andern Morgen verließen die Franzoſen ihre Stellung und zogen ſich näher an Leipzig heran, die Preußen und ihre Verbündeten aber rückten ihnen auf dem Fuße nach. Bei dieſer Gelegenheit gerieth das Dorf Probstheyda in Brand, ohne daß die eigentliche Urſache davon bekannt geworden iſt; wahrſcheinlich aber hatte eine Preußiſche Granate gezündet. Da der Wind ziemlich friſch blies, ſo griff das Feuer ſchnell um ſich, und in wenigen Minuten ſtand das ganze Dorf in lichterlohen Flammen. Jetzt ertönte ein Angſt- und Klagegeſchrei aus den Häuſern, das nicht von den Einwohnern herrührte — denn dieſe

waren schon am vorigen Tage mit ihren Weibern und Kindern ausgewandert — sondern es erscholl vielmehr aus dem Munde unglücklicher Verwundeten von beiden Nationen, die den schrecklichsten Flammentod vor Augen sahen, weil sie, ihrer schweren Wunden wegen, sich nicht zu retten vermochten.

In diesem verhängnißvollen Augenblicke ritt der General von Kleist, der damals das zweite Preußische Armeekorps kommandirte, bei dem brennenden Dorfe vorbei und hörte das Jammergeschrei. Vater Kleist, unser geliebter Führer und hochverehrter Menschenfreund, befahl sogleich dem damaligen Füselierbataillon des Majors von Hund, die Gewehre schnell zusammenzusetzen, Patrontaschen und Tornister abzulegen, und in das Dorf zu eilen, um die Verwundeten zu retten, ehe die Flammen sie ereilen konnten. Dabei war es sein ausdrücklicher Befehl, den verwundeten Franzosen eben so hülfreich beizuspringen, wie den eigenen Landsleuten.

Die wahren Füseliere waren bei dem edlen Geschäft nicht müßig; mit Gefahr ihres eige-

nen Lebens trugen sie die Verwundeten aus den brennenden Häusern heraus, und Mancher hatte kaum seine theure Last in Sicherheit gebracht, als die Gebäude hinter ihm krachend zusammenstürzten. Es war rührend mit anzusehen, wie die Verwundeten in ihrer Angst vor dem beinahe unvermeidlichen Flammentode die Arme um ihre Retter schlangen und Worte des Dankes ihnen zustammelten; dadurch erfuhren diese erst, ob sie einen Freund oder einen Feind dem qualvollen Tode entzogen hatten.

Nicht genug, daß die unerschrockenen Fühler das Aeußerste wagten, um diejenigen herauszutragen, welche in den schon ganz in Flammen stehenden Gebäuden verzweiflungsvoll um Hülfe schrieen, sie stillten auch ihren brennenden Durst aus ihren eigenen Feldflaschen, die in jenen schrecklichen fünf Tagen eben nicht sehr gefüllt seyn mochten, da die ganze Gegend rund um das Schlachtfeld verheert, und nirgends etwas zu bekommen war.

Trotz den rühmlichen Anstrengungen jener edlen Preußen kamen doch mehrere Verwundete auf eine elende Weise in den Flammen

um, weil das Feuer schon zu sehr um sich gegriffen hatte und menschliche Hülfe nicht mehr möglich war. Andere wurden halb verbrannt herausgetragen und gaben kurz darauf ihren Geist auf. Leider ist mir nicht bekannt, ob jener verständige Unteroffizier, der vor dem Hineingehen in die Häuser warnte, zu den Geretteten gehört hat.

Beherzigt diese Thatsache, lieben Waffenbrüder, und seid meiner gutgemeinten Warnung eingedenk. Werdet Ihr bei einem Dorfgefechte schwer verwundet, so sucht das Freie zu gewinnen; hier mögt Ihr weit eher Hülfe erwarten, und dürft nicht befürchten, einen zwiefachen Tod zu sterben, denn immer möchte ein so menschenfreundlicher General und ein so wackres Bataillon nicht in der Nähe sehn.

VI. Der brave Soldat denkt, auch wenn er verwundet ist, an seine Kriegerpflicht.

In dem Gefechte von Sevres bei Paris am 1. Juli 1815, gab ein Preussischer Füselier

das Beispiel von der Wahrheit des Satzes, den Euch die Ueberschrift dieser Erzählung lehrt; es gereicht dem braven Manne zur Ehre, wenn ich Euch die Sache, so wie sie sich zutrug, mittheile.

Die erste Brigade des damaligen ersten Armeekorps hatte den Feind aus Sevres vertrieben, und die zweite folgte ihr zur Unterstützung nach. Als wir über einen freien Platz marschirten, gewahrten wir einen verwundeten Füsilier, der mit einem Chirurgus im Wortwechsel begriffen war. Die Ursache dieses Streits war folgende. Der Füsilier hatte einen Schuß in die linke Schulter bekommen, und verlangte von dem Chirurgus, daß er ihm die Kugel schnell herausnehmen und ihn verbinden sollte. Trotz dem, daß die feindlichen Flintenkugeln eben nicht sparsam über den Platz wegstrichen, war der Chirurgus gern dazu erbötig; allein die Operation schien dem Füsilier zu langsam zu gehen, und er redete den Chirurgus mit harten Worten an. Dieser, in der Meinung, der Füsilier wolle nur deswegen so schnell verbunden sehn, um desto eher sich aus dem Feuer

entfernen zu können, verwies ihm seine Ungeduld; allein der Füselier erwiederte trotzig: Was er denn von ihm dächte, und ob er nicht wüßte, daß er ein Brandenburger sei? „Wo soll ich nun wohl meine Kompagnie wiederfinden?“ — setzte er verdrießlich hinzu — „die wird längst über alle Berge seyn, und daran sind Sie schuld, weil Sie sich nicht mehr gesputet haben.“ — Endlich war die Kugel herausgeschnitten und der Verband beendet. „Nun helfen Sie mir auch meine Sachen wieder anziehen,“ sagte der Füselier zum Chirurgus, „damit ich machen kann, daß ich nachkomme.“ — Als er wieder völlig gekleidet und gerüstet war, ladete er sein Gewehr und eilte dann im vollen Lauf die Straße entlang, welche das Bataillon genommen hatte.

Der General von Birch II., der die zweite Brigade kommandirte, war Zeuge dieses Austritts gewesen. Er schickte sogleich einen Offizier nach, um den Namen des wackern Füseliers aufzuschreiben, und ließ den rühmlichen Vorfall auch in seiner Brigade zur

Nacheiferung bekannt machen. Der Füselier hieß Friedrich Neumann, aus der Mittelmark gebürtig, und stand beim Füselier-Bataillon des 24sten Infanterie-Regiments.

Ein weniger braver Soldat würde vielleicht die erhaltene Verwundung benutzt haben, um sich ohne Verantwortlichkeit zurückzugeben und so aus dem Feuer zu kommen. Diesem aber war solch ein unrühmlicher Gedanke nicht eingekommen; im Gegentheil, er dachte nur daran, wie schwer es ihm werden würde, seine Kompagnie wiederzufinden, die bereits einen ansehnlichen Vorsprung gewonnen hatte, und deshalb zankte er mit dem Chirurgus. Der brave Neumann war vielleicht nach der Meinung manches jungen Gelbschnabels ein ungebildeter Mensch, der weder seine Worte glatt und zierlich zu setzen, noch über die Pflichten seines Standes schön zu sprechen mußte; aber er erfüllte seine Kriegerpflicht in einfältiger Demuth, und stellte keine anderen Betrachtungen an, als die dem Soldaten im Felde am nächsten liegen sollen, nämlich: sich durch nichts in der Welt, und selbst nicht durch eine

leichte Verwundung abhalten zu lassen, sich von seiner Fahne zu entfernen. — Und glaubt etwa nicht, daß der brave Neumann so gar leicht verwundet war. Keineswegs. Der Chirurgus selbst konnte sein Erstaunen über die Beharrlichkeit und den Muth des Mannes nicht verbergen, mit dem er den Schmerz des Ausschneidens der Kugel ertragen hatte. Aber ein braver Mann denkt an sich zuletzt, und stets zuerst an seine Soldatenpflicht.

Dieser Vorfall führt uns noch auf eine andere Betrachtung, nämlich: daß es nicht gut ist, wenn der Soldat sich allzusehr verweicht und dadurch seinen Körper so schwächt, daß er dann, wenn er verwundet wird, gleich aus der Haut fahren will. Es macht einen sehr übeln Eindruck auf die andern Kameraden, wenn sie einen Verwundeten allzusehr jammern und stöhnen hören; dagegen ist es herzerhebend, wenn man sieht, daß den Soldaten selbst bei den ärgsten körperlichen Schmerzen sein kriegerischer Geist nicht verläßt.

So z. B. erhielt in dem Gefechte bei Claye, den 29. März 1814, ein junger Soldat einen

leichten Streifschuß am Arm, und gebedrte sich dabei so jämmerlich, als ob sein letztes Stündlein gekommen wäre. Er sprang umher, zeigte kläglich seine Schramme vor und wollte bemitleidet sehn. Das war er vielleicht von seiner Mutter her so gewohnt gewesen, die das liebe Kind verhätschelt hatte, und darum pflegt man solche süße Knäblein auch wohl scherzweise Mutterstöhnchen zu nennen. Aber die Kameraden spotteten seiner und meinten, hinter der Schlüssel und beim Apell habe er immer das große Wort geführt, und nun gebedrte er sich wie ein Schulknabe, statt daß er sich freuen sollte, sein Blut für den König und die Ehre zu verspritzen. Zuletzt untersagten ihm die Offiziere sein Klagegeschrei, und am Ende hatte er von seiner Wunde nichts als Spott. — Auch seinen Namen könnte ich Euch nennen, es geschieht aber absichtlich nicht, weil man nur rühmliche Namen der Nachwelt überliefern und sich bemühen soll, unrühmliche in den Strom der Vergessenheit zu versenken.

Nehmt Euch, meine Waffenbrüder, aus diesen beiden Erzählungen die Lehre, daß, wenn

der Mensch sich bei Zeiten daran gewöhnt, den Geist höher zu achten als den Körper, der Geist auch die Herrschaft über den Körper in allen Tagen des Lebens behält, selbst wenn der sichere Tod schon im Anzuge zu seyn scheint. Ein verweichlichter Mensch aber ist selten von einem großen Geiste beseelt, und darum tauzen solche Leute nicht für unsern Stand, der ein kräftiges Gemüth, hohen Sinn für ritterliche Tugenden und Verachtung jeder Gefahr und jedes körperlichen Schmerzes verlangt.

VII. Liebe zu seinen Waffen.

Die Waffen werden dem Soldaten vom Könige seinem Herrn anvertraut, damit, wenn Pflicht und Ehre ihn rufen, er solche für den König und das Vaterland führen möge. Ein guter Soldat liebt seine Waffen, und schätzt sie als ein ihm anvertrautes heiliges Gut; er darf sie als sein Eigenthum ansehen, so lange er in den Reihen der Krieger sich befindet.

Dieses Wort: Eigenthum müßt Ihr aber nicht falsch verstehen und nur von seiner

edleren Seite betrachten, gerade wie der rechtschaffene Mann seine Ehre als sein Eigenthum ansieht, ohne daß sie darum ein Gut wäre, daß er leichtsinnig veräußern dürfte. Eben so wenig darf der Soldat seine Waffen veräußern, nur ein ganz pflichtvergessener Mann, der den Werth seines Standes nicht kennt, wird seine Waffen verkaufen, versetzen oder verspielen.

Schon die Kriegsartikel verbieten eine solche strafbare Handlung, allein mehr noch soll das eigene Ehrgefühl den Soldaten davon abhalten.

Doch ist es nicht genug, daß der Soldat seine Waffen treu bewahrt, er soll sich auch sorgfältig in Acht nehmen, und dazu gehört, daß er sie lieben lerne. Sie müssen ihm das Liebste auf der Welt seyn, er muß sich bei ihrem Anblicke erfreuen und stolz darauf seyn, wenn der Dienst ihm die Erlaubniß giebt, sie anlegen zu dürfen.

Die Krieger der Vorzeit hielten viel auf glänzende Waffen, und wir müssen ihnen darin nachzuahmen streben; es war bei ihnen eine Schande, wenn sie mit verrosteten Waffen

einherzogen, und wo die Kriegszucht in Verfall gerieth, fing dies allemal mit Vernachlässigung der Waffen an. Ein berühmter Schriftsteller der lebenden Zeit sagt: „Der Soldat soll viel auf schöne und glänzende Waffen halten; sie geben dem Krieger frohe Stimmung und schwellen das Herz jedes Einzelnen, wenn er die Kampfgenossen stattlich einherziehen sieht. Es zeigt Muth, frohe Laune und Sinn für Ordnung, wer seine Waffen immer blank gepuzt erhält. Ein Heer, nicht allein mit brauchbaren, sondern auch schönen Waffen einher marschirend, flößt Freund und Feind Ehrfurcht ein.“

Gewöhnt sich der Soldat von Jugend auf daran, seine Waffenstücke jederzeit und unter allen Umständen rein und blank zu erhalten, so wird er bald seine Lust und Freude daran haben, und mit Verachtung auf denjenigen hernieder blicken, der diese Pflicht hintenansetzt.

In der Garnison ist es leicht, Gewehr- und Waffenstücke rein und in gutem Zustande zu erhalten, denn der Soldat befindet sich entweder in Kasernen oder beim Bürger ein-

quartiert. Er hat einen bestimmten Ort zur Aufbewahrung seines Eigenthums angewiesen erhalten, und wenn er ein ordnungsliebender Mann ist, wird er keinen Abend auf sein Lager gehen, ohne nicht vorher Kleidungs- und Waffenstücke, wohl gesäubert und ordentlich, jedes an seine Stelle hingelegt oder aufgehängt zu haben. Ordnungsliebende Soldaten halten schon einer den andern dazu an, ohne daß erst der Vorgesetzte es zu thun nöthig hat, und leiden keinen liederlichen Schlafkameraden neben sich; denn wenn z. B. ein Offizier das Quartier der Soldaten besucht, so gereicht es allen zur Schande, wenn es unordentlich darin aussieht.

Im Felde ist es freilich schwieriger, diese Ordnung zu erhalten, und dennoch ist sie grade da am nöthigsten. — Wie mag der Soldat sichere Wirkung von seinen Waffen erwarten, wenn er diese vernachlässigt hat, wenn Kost und Unrath an ihnen haften! Und muß er nicht jeden Augenblick gewärtig seyn, zur Handhabung seiner Waffen aufgerufen zu werden? Angenommen, nach einem beschwerlichen Mar-

sche in Regen und Roth, komme ein Soldat auf dem Bivak oder im Quartier an. Er hat keine Liebe zu seinen Waffen, wirft sie gleichgültig von sich, und denkt nur an die Versorgung seines Magens. Offiziere und Unteroffiziere sind mit andern Gegenständen des Dienstes beschäftigt, und haben vielleicht nicht Zeit, bei jedem Einzelnen nachzusehen, ob er auch seine Waffen gereinigt und von neuem in Stand gesetzt habe. In der Nacht wird plötzlich Alarm geschlagen, das Bataillon rückt aus und wird schnell gegen den Feind geführt. Die Hälfte der Gewehre versagt, weil die Läufe schmutzig, die Zündlöcher verstopft, die Schlösser unrein sind, und das Bataillon besteht mit Schimpf und Schande. Was hilft Euch da alle Tapferkeit! — Der Feind, mit guten, wohlerhaltenen Waffen versehen, wird doch Euer Sieger.

Ein Soldat, welcher Liebe zu seinen Waffen hat, wird es nie dahin kommen lassen. Er wird in der Nacht keine ruhige Stunde haben, wenn er nicht weiß, daß seine Waffen sich wieder in vollkommen brauchbarem Stande

befinden, und nicht eher sein Lager suchen, bis nicht alles hergestellt und in Ordnung gebracht ist, was der Mensch oder die Witterung daran verdarb.

Die bravsten Truppen haben immer am meisten auf schöne und glänzende Waffen gehalten, und umgekehrt kann man sagen, daß die, welche es thun, jederzeit brav waren. Was läßt sich wohl von Soldaten erwarten, die das, was ihnen das Heiligste seyn soll, das, was sie allein in den Stand setzt, ihren Feind tapfer und tüchtig zu empfangen — ich meine ihre Waffen — vernachlässigen und nicht lieb haben? Diese Pflicht ist ihnen ja die nächste, wie mag es nun um die entfernter liegenden stehen!

Ich will Euch, meine Waffenbrüder, aus vielen andern, nur ein Beispiel von einem Regimente erzählen, das sich in der Sorgfalt für seine Waffen beständig ausgezeichnet hat; es ist das Neumärksche Dragoner = Regiment — warum soll ich seinen Namen nicht nennen, es gereicht ja der ganzen Armee zur Ehre. — Dies wahrre Regiment war in den letzten
Feld=

Feldzügen fast immer bei der Avantgarde, und — Ihr wißt ja, wie scharf wir dem Feinde in den Fersen lagen — an Ruhe war wenig zu denken. Nicht nur, daß die Avantgarde stets lange und beschwerliche Märsche machte, das wäre das Wenigste gewesen; aber nun noch die Feldwachen, Patrouillen, Pikets und die Menge von Ordonnanzen — genug, die Dragoner kamen, wie man zu sagen pflegt, fast nie aus dem Zeuge. Bei einem Regimente, wo weniger Ordnung geherrscht hätte, oder wo die Liebe zu den Waffen nicht einheimisch gewesen wäre, hätte alles in Grund und Boden gehen müssen. Bei diesem Regimente war es aber nicht so. Wenn z. B. Vater Kleist zur Avantgarde kam, und es wurde kommandirt: „Mäntel aus!“ um dem kommandirenden General die gebührende Achtung zu erzeigen, so stand das Regiment rein und glänzend da, wie zum Exerciren, alles Lederzeug weiß angestrichen, und die Armatur- und sonstige Waffenstücke spiegelblank. Und wenn das Regiment nun gegen den Feind anrücken sollte, und es hieß: „Das Gewehr

auf!" so funkelten die blankgeschliffenen Säbelklingen im Sonnenglanze, daß Offizier und Soldat ihre Freude daran hatten. — Für einen Soldaten, der seinen Stand liebt, ist es ein herzerhebendes Gefühl, ein solches Regiment vor dem Feinde zu sehen; dagegen mag man kein Vertrauen fassen zu Truppen, die mit Schmutz bedeckt, mit blinden verrosteten Waffen unansehnlich einherziehen, und denen man es schon von weitem ansehen kann, daß sie nicht mit Herzenslust den Krieg führen.

Allein es ist nicht genug, daß der Soldat Liebe zu seinen Waffen hat und sie stets äußerlich rein und glänzend erhält: er soll sie innerlich auch eben so rein erhalten und vor Schmutzflecken bewahren. Wißt Ihr, was darunter verstanden wird? — Nie seine Waffen unrechtmäßiger Weise führen, nie sie gegen Befehl seines Vorgesetzten, und nie in schlechter ehrloser Sache, oder gar gegen Wehrlose gebrauchen, — das wird darunter verstanden. Ein Soldat, der z. B. den Säbel gegen den friedlichen Landmann zieht, oder einem ruhigen Bürger das Bajonet auf die Brust setzt, um Lebensmittel

oder andere Dinge von ihm zu erpressen, der entweicht seine Waffen, und ist unwürdig, sie zu führen. Ist kein Vorgesetzter anwesend, so werden seine Kameraden, wenn sie auf wahre Soldatenehre halten, dies nicht zugeben, sondern ihn ermahnen, sich eines so unrühmlichen Betragens zu enthalten. Ein Soldat, der seine Waffen mißbraucht oder entweicht, macht nicht nur sich selbst, sondern auch dem Korps, worin er dient, und endlich der ganzen Armee Schande.

Von dem Gegentheil eines solchen Betragens will ich Euch ein rühmliches Beispiel erzählen, und zwar von einem Dragoner des nämlichen Regiments, von dem so eben gesprochen wurde. — Der Dragoner gerieth in dem französischen Städtchen Dinant in Streit mit einem jungen Burschen in blauem Oberkleide, wie sie dort die Landleute zu tragen pflegen. Der Franzose wurde ausfallend und erlaubte sich sogar schnöde Schimpfreden, doch der Dragoner behielt seinen Gleichmuth. Um ihn noch mehr zu reizen, holte der Franzose, der etwas Deutsch konnte, einen Säbel, und forderte den Dragoner zum Zweikampf; allein

dieser erinnerte sich daran, daß der Zweikampf verboten sei, und erwiederte dem Franzosen, daß er gegen Bürger nicht fechten möge. Hier- auf warf ihm der Franzose Mangel an Muth vor, und setzte hinzu, er habe selbst in der Ar- mee seines Kaisers gedient, und sei jetzt erst von ihr zurückgekehrt. Zornig entgegnete ihm der Dragoner: „Ehrvergeßner Ausreißer! das ist ein Grund mehr für mich, meinen Säbel nicht gegen dich zu ziehen; denn ich achte meine Waffen viel zu hoch, um sie mit dem Blute eines meineidigen Schurken zu besudeln. Da du aber meinen Muth bezweifelst, so will ich dir den Gegenbeweis handgreiflich führen.“ Damit schlug er dem Wüthenden den Säbel aus der Hand und gab ihm eine so nachdrück- liche Ohrfeige, daß diesem alle weitere Lust verging, sich mit dem kräftigen Preußen zu messen. — Die Umstehenden, obzwar des Fran- zosen eigene Landsleute, freuten sich über das kaltblütige und ehrenfeste Benehmen des Dra- goners und verwiesen den Friedensstörer zur Ruhe.

Machte es nicht dem Dragoner auf diese

Art mehr Ehre, als wenn er seinen Säbel gegen den Beleidiger gezogen hätte? Und war es nicht doppelt rühmlich, da sein Gegner nicht einmal wehrlos, sondern selbst bewaffnet war? — Ein braver Mann, einem Schufte gegenüber, verläßt sich auf seinen Muth, und im Nothfall auf seine Faust; und ein Soldat, der gleich bei der Hand ist, von seinen Waffen Gebrauch zu machen, ohne daß es Noth thut, beweist bloß, daß es ihm an wahrem Muth fehlt.

Auf unentweihete Waffen hielten unsre Vorfahren große Stücke. Sie pflegten deshalb auch wohl ritterliche Denksprüche auf ihre Degenklingen zu setzen. Einer der bekanntesten heißt: Pro gloria et patria! zu Deutsch: Für den Ruhm und das Vaterland! welches nichts anders sagen will, als daß der Soldat von seinen Waffen nur dann Gebrauch machen soll, wenn es die Pflicht für seinen König und sein Vaterland fordert; gebraucht er sie aber, so soll es rühmlich und niemals schimpflich geschehen.

Auch in den Rüst- und Waffenkammern

der Alten finden sich ähnliche Denksprüche, meistens in Lateinischer Sprache, welches von der Römerzeit herrührt, als die Römer noch tapfre Soldaten und nicht verweichlicht waren. Wie wäre es, lieben Brüder, wenn Ihr über Eure ordnungsmäßig aufgehängenen Waffen folgenden deutschen Spruch setzt:

Mein König gab die Waffen mir,
die mich so glänzend zieren;
ich ihm den freien Schwur dafür:
mit Ehren sie zu führen.

Drum sind sie fleckenlos und rein,
und nimmer will ich sie entweihn.

VIII. **Rühmlicher Muth bei seltener Besonnenheit.**

Glaubt nicht, meine Waffenbrüder, daß roher ungezähmter Muth allein, oder bloße Tollkühnheit gute Eigenschaften eines Soldaten sind. Muth und Herzhaftigkeit soll ein jeder Mann ohne Ausnahme besitzen, er sei Soldat oder Bürger, denn durch beides unterscheidet sich das stärkere Geschlecht von dem schwächeren

und zarteren der Frauen; und wem beide Eigenschaften nicht eigen sind, verdient gar nicht den Namen eines Mannes. Wenn sich aber zu der Herzhaftigkeit die Besonnenheit gesellt, dann erst gestaltet sich der wahre Muth eines Soldaten; und wo große kriegerische Thaten gethan werden sollen, müssen beide Eigenschaften schweesterlich neben einander wohnen.

Die Besonnenheit pflegt sich gewöhnlich mit dem reiferen Alter von selbst zu finden; allein man hat Beispiele, daß auch junge Gemüther sich diese herrliche kriegerische Eigenschaft frühzeitig anzueignen wußten, während die ältesten oft zeitlebens daran Mangel leiden. Die nachfolgende Begebenheit liefert einen Beweis dazu, und ich will sie Euch deshalb treu und der Wahrheit gemäß mit allen Nebenumständen hier erzählen.

Am 29sten März 1814, einen Tag vor der Schlacht von Paris, hatten die beiden Preussischen Armeekorps von York und von Kleist die Franzosen aus dem Städtchen Claye vertrieben, und es entstand ein ziemlich hitziges Arriergarden-Gefecht bei einem kleinen Wäld-

chen links von der großen Straße. Der Feind hatte den Saum dieses Wäldchens, was man auch wohl die Lisiere nennt, mit Tirailleurs der kaiserlichen Grenadier-Garde besetzt; unsere Tirailleurs lagen dagegen auf freiem Felde, so gut gedeckt als es anging, und unterhielten ein lebhaftes Feuer.

Die französischen Tirailleurs kommandirte ein Hauptmann, der einen blauen Mantel trug, und sich dadurch vor seinen Leuten kenntlich machte. Er stand hinter einem Baum, ließ sich ein Gewehr nach dem andern reichen, legte wie beim Scheibenschießen an den Baum an, und auf jeden Schuß war auch einer von den Unsrigen getroffen. Der ganze Tirailleurzug vereinigte jetzt sein Feuer auf den festen französischen Hauptmann, aber der Zufall wollte, daß keine einzige Kugel ihn traf, und, dadurch dreist gemacht, fuhr er fort, einen Tirailleur nach dem andern wegzuschießen, so daß, wenn einer nur den Kopf hob, um zu zielen, er auch beinahe sicher darauf rechnen konnte, todt oder verwundet zu seyn.

Der Offizier, der den Preussischen Ti-

railleuzug kommandirte, war längst verwundet und ein junger Unteroffizier hatte das Kommando übernommen. Empört über das, was bereits vorgegangen war, und erbittert über den Verlust so vieler seiner Kameraden, faßte er den Entschluß, den feindlichen Scharfschützen zu fangen, und theilte seinen Leuten den entworfenen Plan mit.

Gedeckt durch das etwas hügelige Terrain, kroch er auf dem Bauche näher an den Feind heran, wartete dort ab, bis der feindliche Hauptmann abgeschossen haben und sich umdrehen würde, um ein frisch geladenes Gewehr in Empfang zu nehmen. In diesem Augenblick sprang er auf, und dies war das allgemeine Signal für die Uebrigen, mit einem Hurrah hervorzubrechen. Er aber stürzte wie ein Pfeil gerade auf den feindlichen Hauptmann los, packte ihn in der Halsbinde, und schleppte ihn aus dem Saume des Waldes heraus auf das Freie. Die Franzosen wagten nicht, nach ihm zu schießen, aus Furcht ihren eigenen Führer zu treffen, und so gelang es dem kühnen Unteroffizier, seinen Gefangenen glücklich in unsre

Tirailleurlinie hineinzuschleppen, der kaum wußte, wie ihm geschehen war.

Die Tirailleurs waren so erbittert auf denjenigen, der sie um so manchen wackern Kameraden gebracht hatte, daß sie ihn in der ersten Hitze niederstoßen wollten; allein unser hochherziger Prinz August, der dem Gefechte beiwohnte, nahm ihn wie billig in Schutz, und die braven Tirailleurs sahen auch bald ihre Uebereilung ein, weil der feindliche Hauptmann im Grunde nur seine Pflicht gethan hatte, und es unrühmlich gewesen sein würde, einen wehrlosen Gefangenen niederzustossen. Der junge Unteroffizier aber erhielt auf Verwendung des Prinzen das eiserne Kreuz erster Klasse, denn die zweite Klasse hatte er sich schon bei einer früheren Gelegenheit durch seine Tapferkeit erworben.

Leider gestattete das Gewühl des Gefechtes nicht, den Namen des braven Jünglings aufzuzeichnen. Er konnte nicht viel über neunzehn Jahr alt seyn, und stand bei einem Füsilier-Bataillon eines der Ostpreussischen Regimenter, die damals noch ziegelrothe Kragen und Auf-

schläge trugen, und gehörte zum Dorschen Corps.

Bei dieser rühmlichen Waffenthat war persönlicher Muth mit Besonnenheit schweesterlich gepaart. Denn hätte der junge Held nicht ruhig abgewartet, bis der feindliche Offizier abgeschossen hatte, und sich vielleicht mit blindem Eifer auf ihn gestürzt, so wäre er wahrscheinlich das Opfer seiner Tollkühnheit geworden, oder der Offizier hätte Zeit gewonnen, sich in die Linie seiner Leute zurückzuziehen. So aber war es ein wohldurchdachter Plan, und der führt im Felde bei jeder Gelegenheit immer sicherer zum Ziele, als blinder Eifer ohne Ueberlegung.

Am nöthigsten ist die Besonnenheit dem Infanteristen, vorzüglich dem leichten, d. h. dem Füselier, Jäger oder Schützen. Der Kavallerist darf schon ein wenig hitziger sehn, und manchmal ist es sogar gut, wenn er sich mit Ueberlegen nicht lange aufhält, wovon ich Euch an einem andern Orte ein Beispiel erzählen will.

IX. Kavallerie kommt!

An Euch, meine lieben Waffengefährten, die Ihr in der Infanterie dient, ist dieser kleine Aufsatz eigentlich gerichtet; leset ihn mit Aufmerksamkeit durch, denn er enthält für Euch manche nützliche Lehre.

Dieser Ausruf: Kavallerie kommt! hat für verzagte und solche Infanteristen, welche die Wirksamkeit ihrer Waffen entweder nicht kennen, oder diese nicht zu gebrauchen wissen, ungemein viel Schreckliches; ja man hat Beispiele, daß ganze Kompagnien vor einer kleinen Anzahl von Kavalleristen die Gewehre weggeworfen und sich gefangen gegeben haben. Doch so etwas kann nur bei ganz schlechter Infanterie oder bei derjenigen vorkommen, welche nicht gehörig in den Waffen geübt, oder mit andern Worten nicht gründlich exerzirt worden ist, weil es sich nicht wohl annehmen läßt, daß eine so unkriegerische Handlung aus Mangel an Muth verübt werden könnte.

Gut exerzirte und dabei brave Infanterie weiß dagegen, daß ihr, wenn sie nur zusam-

menhält und sich nicht zur Unzeit mit Schießen abgiebt, auch die verwegenste Kavallerie nichts anhaben kann; sie weiß ferner, daß, wenn sie das Quaree so formirt, wie es die Vorschrift besagt, und den Kopf nicht verliert, sie selbst einer überlegenen Reiterei gewachsen ist, besonders wenn diese nicht zu attackiren versteht; denn auch hierbei, wie bei allen Dingen, kommt es auf Geschicklichkeit und Muth zugleich an.

Einer solchen gut exerzirten Infanterie ist daher jener Ausruf, den Euch die Ueberschrift dieser Erzählung nennt, keineswegs so fürchterlich, im Gegentheil, er wird bei ihr nur zur Aufforderung, daß sie jetzt ausüben soll, was sie auf dem Exerzirplatze gelernt hat, und daß nunmehr der Augenblick gekommen ist, wo sie beweisen kann, ob sie den Namen einer guten Infanterie wirklich verdient, oder nicht.

Zu der so eben geschilderten Infanterie gehörte in dem letzten Feldzuge auch das 1ste Westpreußische Infanterie-Regiment, wie denn überhaupt die Preussische Infanterie sich in diesem Kriege unvergänglichen Ruhm erworben

hat. Unter vielen rühmlichen Beispielen will ich Euch nur eins erzählen, das die frühere Behauptung vollkommen rechtfertigt, damit Ihr daraus lernen mögt, daß ein entschlossenes Bataillon sich aus dem Ausrufe: Kavallerie kommt! gar nichts macht, wenn es nur Vertrauen zu sich selbst hat, und dem Befehle seines Kommandeurs pünktliche Folge leistet.

Das Füselierbataillon des genannten 1sten Westpreußischen Infanterie-Regiments, unter dem Befehle des damaligen Majors von Heine, war in dem Gefechte bei Gilly, den 15. Juni 1815, — dem bekannten Vorspiele zur Schlacht von Wigny — zur Arriergarde für die zweite Brigade kommandirt, die sich unter dem General von Birch II. viele Stunden bei dem angezeigten Orte tapfer geschlagen hatte.

Bei solchen Gefechten, noch dazu wenn die Gegend nicht sehr frei, sondern — wie es hier der Fall war — mit Busch und Wald bedeckt ist, kann es leicht kommen, daß ein oder das andre Bataillon ins Gedränge geräth, oder wohl gar abgeschnitten wird; und

deshalb pflegt man auch die besten Truppen zur Arriergarde zu nehmen. Hier war es der feindlichen Kavallerie gelungen, dem Bataillon in den Rücken zu kommen, und es — wie man zu sagen pflegt — von der übrigen Brigade abzuschneiden.

Sobald der General das Bataillon von allen Seiten von feindlicher Kavallerie umschwärmt sah, wollte er ihm mit der ganzen Brigade zu Hülfe eilen, allein höhere Rücksichten hinderten ihn, diesen Vorsatz auszuführen; denn im Felde muß oft das Kleine dem Großen nachstehen, und ein General kann um eines einzelnen Bataillons willen nicht das Ganze auf's Spiel setzen. In solchem Falle ist es dann Sache des Einzelnen, sich als geübter und tapfrer Soldat aus dem Gedränge zu bringen. — Und so geschah es auch hier.

Sobald sich der Lärm erhob: „Kavallerie kommt!“ ließ der unerschrockene und umsichtige Major das Quaree formiren, zog die Tirailleurs ein und begab sich in die Mitte seines Bataillons. „Füseliere!“ — sagte er hier — „Ihr wißt, daß, was ich Euch befeh-

le, immer zu Eurem Besten geschieht; hört also genau auf mein Kommando, und — ein Hundsfott, wer einen Schuß thut, ehe ich es befehle.“

Die Kavallerie kam in großen Schwärmen anfänglich auf zwei Seiten des Quarrees an. Die Füseliere hielten ihr wie auf dem Exerzirplatz die Bajonette entgegen, und als die Nasen der schnaubenden Pferde etwa noch 40 Schritt vom ersten Gliede waren, ließ der Major eine Salve geben, aber nur die eine. Viele vom Feinde stürzten und die übrigen stoben aus einander. Aber das war nur eine Einleitung gewesen, denn nun kam die Kavallerie in doppelter und dreifacher Anzahl wieder, und fiel das Quarree von allen Seiten an. — Sie wurden mit der nämlichen Kaltblütigkeit empfangen und abgewiesen, wie das erste Mal.

Dadurch aber war das Bataillon weit von der Brigade abgekommen. Sobald daher die feindliche Kavallerie nur einen Augenblick abließ, kommandirte der Major wieder wie auf dem Exerzirplatz: „Hahn in Ruh, — Schul-

ter — nach dem Queue marschirt!“ — Diese Bewegung dachte der Feind zu benutzen und attakirte von neuem. Allein der Major gewahrte alles zur rechten Zeit, und auf sein Kommando: „Quarree halt — fertig!“ war das Bataillon wieder zum neuen Widerstand bereit. — Einzelne Wagehälse vom Feinde, die verwegen in das Quarree hineinsprengten, wurden innerhalb desselben vom Pferde gestochen, denn mit Gefangenen machen durfte man sich hier nicht aufhalten.

So gewann das Bataillon nach und nach den Saum eines Waldes, durch den eine breite Landstraße führt. Auf diesem Wege zog es sich zurück und kam wohlbehalten bei der Brigade an. — Der Verlust war im Ganzen nur sehr gering gewesen, und eigentlich nur dadurch entstanden, daß einzelne Feinde mit Karabinern und Pistolen in das Quarree hineingeschossen hatten.

Ihr seht hieraus, was eine gut exerzirte Infanterie leisten kann, wenn sie besonnen bleibt und genau die Vorschriften ihres Kommandeurs befolgt. Hätte jeder nach Gefallen

geschossen, so wäre unausbleibliche Verwirrung entstanden und das Bataillon ohne Rettung verloren gewesen.

X. Der Freiwillige.

Der Name: „Freiwilliger“ ist in der neuern Zeit von manchem Unkundigen gar oft übel verstanden und falsch ausgelegt worden: deshalb wird es Euch, meine Waffenbrüder, gewiß angenehm seyn, wenn ich Euch den wahren Sinn dieses Wortes erkläre.

Vor dem Kriege von 1813, der die Freiheit unsers lieben Vaterlandes von neuem begründet hat, herrschte in unsrer Armee die Einrichtung, daß nur ein gewisser Theil des Volks zum Soldatenstande bestimmt war, andere Theile aber von diesem Stande ausgeschlossen waren. Unter diesen zuletzt genannten befanden sich aber viele wackre Männer und Jünglinge, welche es als eine Art Zurücksetzung ansahen, von der ehrenvollen Pflicht, für die Freiheit des Vaterlandes kämpfen zu dürfen, ausgeschlossen zu seyn. Sie meldeten

sich deshalb und erhielten vom Könige die Erlaubniß, in das Heer eintreten zu dürfen, falls sie körperlich stark genug wären und einen unbescholtenen Lebenswandel geführt hätten; denn der König wollte nur brave und rechtschaffene Leute im Heere leiden. Weil nun diese jungen Männer sich gleichsam aus freiem Antriebe zu Vertheidigern des Vaterlandes gemeldet hatten, so entstand daraus der Name Freiwillige.

Dieses Wort freiwillig kann sich aber, wie jeder vernünftige Mensch von selbst einsehen wird, nur auf ihren ersten Entschluß beziehen, und es würde eine Thorheit seyn, zu sagen: „Weil ich mich freiwillig zum Soldaten gemeldet habe, kann ich auch nun thun, was ich will.“ In dem Augenblick, da sie den Schwur als Soldaten ablegten, unterwarfen sie sich den Kriegsgesetzen, und namentlich dem militairischen Gehorsam und der Kriegszucht; ob es freiwillig geschah oder nicht, war ganz einerlei, genug sie unterwarfen sich, und gingen dadurch in eine Verbindlichkeit ein, die — nach den Gesetzen unsers Standes — nur

der Befehl des Monarchen oder der Tod zu lösen vermag.

Die meisten von ihnen haben ihren Schwur treu und redlich gehalten, was sich auch nicht anders erwarten ließ, da sie ihn ja aus freiem Antriebe ablegten; nur wenige machen eine böse Ausnahme davon, und man darf wohl sagen, zu diesen wenigen gehörten alle die, welche das Wort „freiwillig“ übel oder falsch verstanden hatten.

Eigentlich geschieht in unserm Stande nichts freiwillig, weil wir mit dem Kriegsschwur unsern Willen dem Willen unsrer Vorgesetzten unterordnen, und auf die Fahne geloben, das zu thun, was eben diese Vorgesetzten und unsre eigene Ehre von uns fordern werden. Streicht also das Wörtchen „frei“ aus, und haltet Euch, lieben Waffenbrüder, an das Wort „willig“, so ist dies in Eurem Verhältniß die beste Auslegung. Wer seine Pflichten gern und willig thut, der ist im wahren Sinne des Worts ein Freiwilliger; wer es nicht thut, ist ein Auswuchs an dem herrlichen blühenden Baume des Kriegerstandes, und doppelt strafbar, wenn

er sich diesen Stand aus eigenem Antriebe erwählte.

Ich will Euch dies durch ein Beispiel erläutern, das ich selbst mit angesehen habe.

Nach dem ersten Frieden von Paris im Jahre 1814 standen wir im Eifelgebirge in der Gegend von Malmedy. Die Armee befand sich noch auf dem Kriegsfuß, und Niemand wußte, ob wir noch länger dort stehen bleiben oder nach Hause marschiren würden. Da verlangte ein Feldwebel seinen Abschied, den ihm der Kommandeur natürlich verweigerte; damit nicht zufrieden, ging er den General selbst darum an, und zwar nach der großen Parade, die zur Feier des Geburtstags unsers geliebten Monarchen statt fand. — Der General fragte ihn anfänglich ganz gelassen, warum er denn seinen Abschied verlange? und stellte ihm vor, daß jetzt noch nicht der Zeitpunkt dazu gekommen sei, indem Niemand wissen könne, was der König über das Korps bestimmt habe. Der Feldwebel wollte aber diesen gütigen und herablassenden Vorstellungen kein Gehör geben, sondern berief sich meh-

reremale darauf, er sei ein Freiwilliger, und habe sich nur für die Zeit des Krieges verpflichtet, Soldat zu sehn. Mit unverdienter Schonung setzte ihm der General noch einmal alles auseinander, der unverständige Mann aber, der weder von ächtem militairischen Gehorsam, noch von der wahren Soldatenehre richtige Begriffe haben mochte, beharrte auf seiner Forderung, und stützte sich fortwährend darauf, daß er ein Freiwilliger sei. „Nun „denn,“ sagte der General zornig zu ihm, „weiß Er denn auch, was Er sehn würde, „wenn Er kein Freiwilliger gewesen wäre? „dann wäre Er ein Hundsfott!“ und damit hieß er ihn in Reih' und Glied zurücktreten.

Ueberlegt Euch das einmal, meine Brüder, hatte der hochgesinnte General nicht Recht? Kann man wohl, wenn alles zu den Waffen greift, um den Königlischen Thron und das Vaterland zu beschützen, Jemanden, der sich davon ausschließt, ohne daß gewichtige und zureichende Gründe ihn dazu nöthigen, mit einem anderen und gelinderen Namen belegen? Will er der Ehre des ganzen Volkes theilhaftig

werden, so muß er auch für diese Ehre das Seinige thun; denn thäte er es nicht, so wäre er ja ehrlos und nicht würdig, den Namen eines Preußen zu führen. Wie kann er aber in seiner Vermessenheit sagen, er wolle zwar etwas thun, aber nur so und so viel, und nur so und so lange? Wie würde es wohl um die Kriegszucht stehen, wenn jeder von seinen Verpflichtungen so falsche und unangemessene Begriffe hätte!

Nach unsrer jetzigen Kriegsverfassung finden Freiwillige eigentlich gar nicht mehr statt, und blos der Name ist noch beibehalten worden. Jetzt hat nämlich jeder rechtschaffene Bürger nicht nur die Verpflichtung, Soldat zu werden, sondern er muß dies auch als eine besondere Vergünstigung ansehen, weil es eine schimpfliche und entehrende Strafe ist, wenn Jemand von dem Vorzuge, in der Armee dienen zu dürfen, ausgeschlossen wird. Schlechter, unmoralischer Lebenswandel, oder gemeine Verbrechen und Laster machen den Bürger dieser Ehre unwürdig, und möchtet Ihr wohl einen Bruder, einen Sohn oder einen Verwandten

haben, der um solcher Uebelthaten willen von dem Heere ausgeschlossen würde?

Damit nun die ehrenvolle Verpflichtung, eine Zeitlang Soldat zu seyn, das friedliche bürgerliche Gewerbe weniger störe, hat unser gnädiger Monarch nachgegeben, daß die Jünglinge sich die Zeit ihres Eintritts in das Heer nach eigenem Gefallen wählen können, je nachdem die Väter glauben, daß es ihrem künftigen Gewerbe am zuträglichsten sei; doch auch dies, wie es sich von selbst versteht, unter gewissen gesetzlichen Einschränkungen. Daher und aus keinem andern Grunde kommt der jetzige Name Freiwilliger, und nur so müßt Ihr ihn betrachten. Ihr seht also daraus, daß gerade, weil der sogenannte Freiwillige jene besondere Vergünstigung genießt, er auch während seiner kurzen Dienstzeit sich doppelt verpflichtet fühlen muß, durch treue und pünktliche Erfüllung aller seiner Obliegenheiten in und außer dem Dienst, sich der unverdienten Gnade des Monarchen werth zu machen, da er im Grunde doch nichts Besseres ist, als jeder Andre.

Ich will Euch einen noch sprechenderen
Be-

Beweis führen, wie hoch Ihr die Ehre, Soldat seyn zu dürfen, ansehen müßt, und wie wenig eigentlich der Name „Freiwilliger“ sagen will. — Der Monarch, um seinem Volke seine Gnade auf das unwidersprechlichste zu bezeigen, hat — wie Euch bekannt ist — jedem Bürger die Aussicht zu den höchsten Ehrenstellen im Heere dadurch eröffnet, daß nicht wie früherhin Geburt und Rang, sondern Fleiß, Eifer, Pflichttreue, Kenntnisse und Wissenschaften zu diesen Ehrenstellen berechtigen sollen. Darum seht Ihr jetzt Personen aus allen Ständen an der Spitze hoher Aemter und Würden, wohin sie nicht gelangt seyn würden, wenn jene gnädige Bestimmung nicht ergangen wäre. Und damit jeder Einzelne diesen ehrenvollen Gang um so sicherer wandeln möge, bieten die Militairschulen in verschiedenen Abstufungen ihm die Mittel dazu dar, die alle auf königliche Kosten unterhalten werden, und worin ein Jeder Gelegenheit findet, sich für den Standpunkt, auf dem er steht, ausbilden zu können.

Nutzt diese Anstalten, lieben Waffenbrüder,

nach Kräften. Noch keiner hat im Alter eingebracht, was er in der Jugend zu erlernen verabsäumte. Dadurch, und durch unermüdete Erfüllung aller Eurer militairischen Pflichten macht Ihr Euch erst der Gnade würdig, die Euch und uns allen geworden ist. Ihr aber, jungen Freiwilligen, beherziget die in diesem kleinen Aufsatze enthaltenen Wahrheiten, haltet Euch frei vom Dünkel der Zeit, und seid willig zu thun, was das Gesetz, die Pflicht und die Ehre Eures neuen Standes von Euch fordern.

XI. Der Waffeneruhm eines alten Regiments muß den jüngern Soldaten heilig seyn.

In der Preussischen Armee giebt es Regimenter, deren kriegerischer Ruhm nahe an zweihundert Jahre alt ist. Ein Regiment erwirbt sich den kriegerischen Ruhm dadurch, daß es bei allen Gelegenheiten im Kriege sich hervorthut und auszeichnet, bei keiner einzigen

aber pflichtvergessen dem Feinde den Rücken wendet.

Dieser Ruhm erbt sich von Geschlecht zu Geschlecht fort. — Die Geschichte ist sehr dankbar, sie rechnet oft den Kindern noch rühmlich an, was die Väter und Großväter einst Rühmliches gethan haben, und darum ist es auch Pflicht der Kinder, den Ruhm nicht zu entweihen, den die Eltern sich mit ihrem Blute erworben haben. — Das sollt Ihr wohl bedenken, meine jungen Waffenbrüder, wenn Ihr in ein altes erprobtes Regiment eintretet! Der Ruhm des Regiments geht stillschweigend und unverdient auf Euch mit über, denn noch habt Ihr ja nichts dazu gethan; — bietet sich Euch also in der Folge Gelegenheit dazu dar, so sollt Ihr sie mit aller Kraft ergreifen, und durch Tapferkeit und treue Erfüllung aller Eurer Pflichten Euch der Ehre werth machen, in einem solchen alten Regimente zu dienen.

Als der Krieg 1815 wieder ausbrach, wurden mehrere alte Regimenter durch junge Mannschaft aus den neuen Provinzen vollzählig ge-

macht. Diese Rekruten, unbekannt mit den Wohlthaten der Preussischen Kriegsverfassung, wollten sich in die strenge Zucht nicht immer fügen, und Manche entzogen sich ganz dem Dienste, indem sie des Nachts heimlich davon liefen und nach ihrer Heimath zurückkehrten. Im Ganzen ist zwar an solchen Ehr- und Pflichtvergessenen nichts gelegen, allein die Bataillone wurden dadurch sehr geschwächt, was bei Ausbruch eines Krieges nicht gut ist, da Tod, Verwundung und Krankheiten die Reihen ohnehin bald lichten. —

Ein altes versuchtes Bataillon bekam in dieser Zeit über 150 Rekruten. Es hatte gehört, wie es bei andern Bataillonen zugegangen war, und beschloß, den Rekruten eine Ermahnung zu geben. „Ihr seid nun Preußen“ — redeten sie einige von den Aeltesten an — „Ihr tragt den nämlichen Rock und die nämliche Kofarde wie wir, und Niemand kann es Euch ansehen, ob Ihr zum alten Stamm gehört oder nicht. Bedenkt, was Euch für Ehre dadurch wiederfährt, und sucht Euch derselben würdig zu machen. Noch hat keiner von uns

seine Fahne schimpflicherweise verlassen, und wir hoffen, daß Ihr diese Schande nicht über uns bringen werdet. Und das wollen wir Euch hiermit nur sagen: der Erste von Euch, der vor dem Feinde etwa Miene macht umzudrehen, dem schießen wir eine Kugel vor den Kopf, weil wir nicht haben wollen, daß es heißen soll, es habe von unserm Bataillon einer keine Kourage. Führt Ihr Euch aber gut auf, und seid Ihr tapfer vor dem Feinde, so wollen wir Euch lieb haben als gute Kameraden.“

Die jungen Leute fühlten die Wahrheit dieser gewichtigen Rede der versuchten ehrgeizigen Krieger. Keiner von ihnen hat treulos seine Fahne verlassen, und in den Gefechten wetteiferten sie, es den alten gedienten Soldaten an Tapferkeit gleich zu thun. — So wirkt das gute Beispiel. Bemüht auch Ihr Euch, meine Freunde, es jenen braven Preußen darin gleich zu thun.



XII. Die biedere niederländische Gemeinde.

Die folgende Erzählung giebt den Beweis, daß, wenn Truppen, durch ein anständiges und menschenfreundliches Betragen in den Quartieren, sich Achtung bei Bürger und Bauern zu verschaffen wußten, sie auch auf ihre Hülfe rechnen können, wenn das Schicksal sie in einen unglücklichen Zustand versetzte, aus welchem sie nur durch gute und biedergesinnte Menschen befreit werden können.

Vor der Schlacht bei Ligny kantonirte die Preussische Armee in den Niederlanden, in der Nähe des Maas- und des Sambre-Flusses. Vom ersten Armee-Korps war die zwölfpfündige Batterie Nr. 6. des Hauptmanns Kauter in den Dörfern Gembloux und Suarlée einquartirt, und mußte sich durch ein leutseliges und freundliches Betragen die Liebe der beiden Gemeinden zu verschaffen; ein Umstand, der, wie aus der Folge dieser Erzählung hervorgehen wird, dazu beitrug, das Leben eines Artilleristen jener Batterie zu retten und zu erhalten.



Am blutigen Schlachttage — den 16. Juni 1815 — bestand die Batterie ein hartnäckiges und mörderisches Geschützgefecht in der Nähe des Dorfes St. Amand; ja sie behauptete sogar späterhin ihren Posten im heftigsten kleinen Gewehrfeuer, obzwar man Artillerie nicht gern dem Feuer der Infanterie aussetzt. Hier aber gebot die Wichtigkeit des Postens die Nothwendigkeit, und die Batterie erfüllte ihre Pflicht mit derjenigen Hingebung, welche die Preussische Artillerie beständig so rühmlich ausgezeichnet hat. Sie erlitt einen ansehnlichen Verlust an Todten und Verwundeten, und unter den letztern befand sich auch ein Bombardier, Namens Engel, der mit einer Gewehrkugel in den rechten Fuß geschossen war.

Unfähig zum fernern Kampfe, begab er sich auf den rückwärts gelegenen Verbindplatz; allein die Anzahl der Schwerverwundeten war zu groß, als daß dem Bombardier sogleich ärztliche Hülfe hätte werden können. Aus Besorgniß, gefangen zu werden, verfolgte er den Weg nach Gembloux, fiel aber dabei einer feindlichen Kürassierpatrouille in die Hände,

und wurde von diesen Unmenschen nicht nur bis aufs Hemde ausgeplündert, sondern auch obenein gemißhandelt, da sie ihn nicht mit sich fortführen konnten und ihn liegen lassen mußten.

Unter den größten Schmerzen schleppt sich der Unglückliche bis zu dem Dorfe Mazzy; hier aber verlassen ihn seine Kräfte und leblos sinkt er am Wege nieder. In dieser hilflosen Lage findet ihn ein vorübereilender Einwohner aus Suarlée, erkennt ihn und erinnert sich, daß er noch vor ein Paar Tagen bei dem Bauer Dubois im Quartier gelegen habe. — Sogleich eilt der ehrliche Bauer nach Suarlée, und erzählt dem Dubois, wo und in welchem Zustande sein Gast sich jetzt befindet.

Der Bauer Dubois — ohne die eigene Gefahr zu beachten — macht sich auf der Stelle auf den Weg, und findet den Bombardier noch auf dem nämlichen Flecke liegen, den ihm der Andere genau bezeichnet hatte. Noch bemerkt er Spuren des Lebens bei ihm, und trotz seines hohen Alters und des über eine Stunde weiten Weges, trägt er ihn auf

seinen Schultern nach Suarlée in seine Wohnung.

Hierauf zeigte er den Vorfall dem Maire des Dorfes — bei uns nennt man ihn Schulze — an; dieser läßt die Gemeinde zusammenkommen, und die ganze Dorfschaft beschließt einstimmig, den verwundeten Preußen auf ihre Kosten heilen und verpflegen zu lassen.

Allein schon am folgenden Tage, den 17. Juni, rückt der Feind nach Suarlée, und alle Häuser ohne Ausnahme werden mit starker Einquartierung belegt. Der alte Dubois hat noch so eben Zeit, den Verwundeten durch eine Hinterthür in den Garten zu tragen und in einem Bohnensfelde zu verstecken, ehe die Feinde ihn gewahren und gefangen nehmen können.

Diese singen wie gewöhnlich mit Plündern an, und beschäftigen sich jetzt damit, auf die im Hofe herumlaufenden Hühner Jagd zu machen. Unglücklicherweise flüchteten sich aber die gejagten Thiere ebenfalls nach dem Garten und in das Bohnensfeld, wo Engel lag. Jetzt galt es, Besonnenheit zu zeigen und den Kopf

nicht zu verlieren; denn schon machten die Feinde Anstalt, die Bohnen zu durchsuchen. Aber der biedre Dubois war ein entschlossener Mann; er stellte sich den Feinden entgegen, versprach ihnen die Hühner freiwillig auszuliefern, wenn sie ihm nur seine Bohnen nicht niedertreten wollten, und siehe da! der unglückliche Engel war zum zweitenmale gerettet.

Bekanntlich verließ der Feind die Gegend fast noch schneller, als er sie in Besitz genommen hatte, und nun erst konnte der Verwundete unter der regelmäßigen und liebevollen Pflege seines rechtschaffenen Wirthes genesen. Seine vollständige Heilung verzögerte sich aber bis zum 11. September.

An diesem Tage führte der Maire, Namens Sausin, den genesenen Gast zum Kommandanten von Namür, dem damaligen Major von Platen, erbat sich Kleidungsstücke für ihn und zugleich die Erlaubniß, ihn noch einige Wochen bei sich behalten zu dürfen, damit er sich zu dem weiten Marsche stärken könne. Beides wurde ihm gewährt.

Der Major von Platen zeigte jedoch

den Vorfall dem Prinzen August von Preußen an, und Höchstderselbe brachte ihn zur Kenntniß Sr. Majestät des Königs. Der Monarch, der jegliches Verdienst und jegliche Tugend, sie sei eine kriegerische oder bürgerliche, ohne Unterschied der Person so gern belohnt, befahl dem Major von Platen, dem würdigen Maire Sausin das allgemeine Ehrenzeichen zweiter Klasse zu übergeben, welche Auszeichnung Seine Königliche Hoheit der Prinz August noch mit einem gnädigen Handschreiben begleitete. — Der Major von Platen versammelte die Gemeinde von Suarlée und gedachte sich seines ehrenwerthen Auftrages — für einen Biedermann gewiß einer der erfreulichsten — feierlich zu entledigen; allein der edle Maire erklärte öffentlich, daß er zu der Rettung des Preussischen Kriegers vielleicht das Wenigste beigetragen habe, und das ganze Verdienst dieser menschenfreundlichen Handlung dem Bauer Dubois allein zustehende, mithin diesem auch die Allerhöchste Belohnung zukomme. Kein Zureden vermochte den bescheidenen Mann abzuhalten,

das zu thun, was ihm sein Herz als Pflicht vorschrieb.

Er nahm zwar das Ehrenzeichen und das Schreiben aus der Hand des Kommandanten an, aber nur, um beides im Angesichte der ganzen Gemeinde dem Greise Dubois zum Andenken an die brave That und an die Königlische Gnade feierlich zu überreichen.

Möge dein rühmliches Beispiel, redlicher Dubois, die Bürger unsers Vaterlandes zur Macheiferung entflammen; möchten aber auch zugleich alle Krieger dadurch veranlaßt werden, durch liebevolles und leutseliges Betragen in den Quartieren sich die Achtung und Zuneigung ihrer Wirthes zu erwerben. Nur einem solchen, jedem wahren Soldaten zustehenden Betragen hatte der Bombardier Engel seine Lebensrettung zu verdanken.

XIII. Der die Uneigennützigkeit auf seine Art belohnende Kosack.

Die nachfolgende heitre Anekdote theile ich Euch, meine Freunde, so mit, wie sie mir von einem Augenzeugen erzählt worden ist.

Nachdem die Franzosen den schmähhchen Rückzug über die Beresina gemacht hatten, wurden sie tapfer von den Russen verfolgt, und bekanntlich waren die Kosacken dabei beständig die Vordersten.

Ein kleiner Trupp von ihnen kam auch nach dem Städtchen Kreuzburg, drei Meilen von Königsberg in Preußen, das die flüchtigen Franzosen den Abend vorher verlassen hatten. Ein Kosack ritt an einem Bäckerladen vorüber, gerade in dem Augenblick, als der Bäcker seine frischgebackne Waare zur Schau auslegte, und der Anblick der schönen braunen Semmeln machte seinen Appetit rege. Er packte so viele von ihnen auf, als er fortbringen konnte, warf dem Bäcker ein Fünffrankenstück hin — etwa ein Thaler und sechs Groschen Rourant nach unserm Gelde — und ritt davon.

Plötzlich hört er sich mit dem Namen: Kosack! Kosack! rufen, und hält sein Pferd an. Es war der Bäcker, der keuchend hinter ihm her eilte, um ihm von dem empfangenen Geldstücke zwanzig Groschen herauszugeben, nachdem er den Betrag der Semmeln abgezogen

hatte. Der Kosack, der sich wohl erinnern mochte, daß so mancher seiner Landsleute gar oft Semmeln ohne Geld zu kaufen verstanden hatte, war durch die Ehrlichkeit des Bäckers überrascht, und bedeutete ihm, er solle das Geld nur auf Abschlag behalten, falls einer oder der andere seiner Kameraden die Bezahlung schuldig bleiben möchte. Doch der Bäcker wollte sich darauf nicht einlassen, sondern drückte das Geld dem Kosacken in die Hand und wollte sich entfernen. „Halt, Bäcker!“ rief ihm dieser nach, „warte ein Bißchen.“ Und nachdem er das Geld eingesteckt hatte, griff er in seine weite Hosentasche, brachte ein erbeutetes französisches Ehren-Regimentskreuz heraus, und heftete es dem Bäcker mit den Worten an: „Bist braver Kerl, mußt Orden haben.“

XIV. Soldatenmusik. — Gesänge.

„Der Gesang, wie der Wein, erfreuen beide des Menschen Herz.“ Das ist zwar ein altes, aber nichts destoweniger wahres Sprichwort. Alle freien Künste äußern eine gewisse Herr-

schaft über das Gemüth des Menschen; von ihnen wiederum die Musik, und nach ihr die Redekunst, die meiste. — Wie oft hat man nicht Beispiele erlebt, daß Truppen, die gänzlich erschöpft und abgemattet schienen, lustig und freudig einhersprangen, sobald die kriegerische Musik erscholl! Ihr selbst habt gewiß schon die Erfahrung gemacht, daß, wenn Ihr müde und matt vom Exerciren hereinkamt, Ihr noch einmal so frisch und fröhlich einerschrittet, sobald Euer Musik-Chor einen lustigen Geschwindmarsch anstimmte, oder die Trompeter ein fröhliches Stückchen zu blasen anfangen.

Darum haben auch die Alten viel auf kriegerische Musik und schöne, herzerhebende Schlachtgesänge gehalten, mit denen sie an den Feind gingen, als ob es zum Tanze wäre.

Doch nicht immer gelingt es den Regimentern, große und vollständig besetzte Musik-Chöre zu unterhalten; auch werden im Felde oft die Instrumente schadhaft, überdies genießen gewöhnlich nur die vorne Marschirenden die Musik, während die Nachfolgenden, des unvermeidlichen Geräusches der Gehenden

wegen, nichts davon zu hören bekommen. — Ein vortreffliches Mittel, sich einen ähnlichen Genuß zu verschaffen, bietet sich nun dem Soldaten im Gesange dar. Die Natur hat selten einen Menschen so stiefmütterlich begabt, daß er gar nicht singen könnte, und selbst wo das Talent nur gering ist, können Fleiß und Uebung viel dazu beitragen, das Mangelnde zu ersetzen.

Um nun dem Soldatengesange zu Hülfe zu kommen, haben die Dichter Lieder gedichtet, welche deshalb auch wohl den Namen Soldatenlieder bekommen. Allein auch Pfscher haben sich zuweilen unterfangen, das Gebiet der Dichtkunst zu befahren, und daher sind mancherlei Lieder entstanden, die, ihres schlechten und oft schmutzigen Inhalts wegen, als Entweihungen der schönen und edlen Dichtkunst zu betrachten sind, und in keines rechtlichen Soldaten Mund kommen sollten. In manchen Ländern sind sogar dergleichen Schandlieder verboten, wie z. B. in England, und dort werden solche Dichter Schmutzpoeten genannt und allgemein verachtet.

Hütet Euch, lieben Waffenbrüder, vor solchen Liedern, und wenn Ihr vernehmt, daß rohe und zügellose Kameraden sie anstimmen wollen, so gebt dies nicht zu; denn sie beleidigen nicht selten das Ohr des gesitteten Zuhörers, und es gereicht einer Truppe nicht zur Ehre, wenn der friedliche Bürger seine züchtigen Frauen und Töchter abhalten muß, dem Zuge nachzusehen, damit sie nicht erröthen vor dem unsaubern Gesang.

Gott Lob! unsre neuesten deutschen Dichter haben kräftig daran gearbeitet, die früheren unsittlichen Lieder ganz auszurotten, und dafür kräftige, schöne und wahrhaft herzerhebende Dichtungen niederzuschreiben, die es verdienen, daß man sie Soldatenlieder nennt. Freilich ist man auch darin hin und wieder zu weit gegangen, weil oft die Herren Dichter von den Schlachten singen und urtheilen, wie der Blinde von der Farbe. Desto erfreulicher sind solche Lieder, die das Leben, Treiben und Thun des Soldaten treu und einfach schildern, so wie es sich wirklich zuträgt, und ohne zu großen Wortprunk; denn nur das Natürliche

ist das wahrhaft Schöne, und was die große Menge ansprechen soll, muß einfach und verständlich seyn.

Es wäre ein Verdienst, wenn ein Offizier, dem die Dichtergabe von der Natur verliehen wurde, eine Sammlung passender und ansprechender Soldatenlieder aufsetzte, und es so einzurichten wüßte, daß sie nach bekannten und leichten Melodien gesungen werden könnten. Wer den Krieg selbst kennt, wer seine Kameraden liebt, mit ihnen darbt und genoß, der, nur der kann zu ihrem Gemüthe reden; nicht der Dichterling, der hinterm warmen Ofen zu singen versucht, wie es auf dem eisernen Felde der Ehre zugeht.

Indessen wir besitzen auch jetzt schon manches treffliche Lied, das mit vollem Rechte den Namen eines wahren Soldatenliedes verdient, und deshalb von Euch erlernt werden sollte. Als Beispiel führe ich Euch den herrlichen Volksgesang der Preußen an, den der berühmte Spontini in Musik gesetzt hat; ferner das schöne Schiller'sche Reiterlied, das gewiß keinem von Euch fremd seyn wird. Auch das

bekannte Soldatenlied: „Schön ist's unter freiem Himmel zc.“ verdient genannt zu werden. Endlich das gemüthvolle Liedchen: „Leb' wohl, mein Bräutchen schön zc. — sämmtlich nach einer leichten und gefälligen Melodie.

Unter den heitern Trinkliedern zeichnet sich das bekannte Lied von unserm wackern Claudius: „Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher zc.“ vorzüglich aus.

Vor allen aber steht der kräftige Volksgefang: „Heil Dir im Siegerkranz zc.“ oben an; — ein Gesang, der fast von allen Völkern Europas zur Ehre der Fürsten gesungen wird. Da seine Melodie so einfach und faßlich, und doch dabei so herzerhebend ist, so habe ich versucht, ein Soldatenlied darnach zu bilden, das ich Euch hier mittheilen will, und herzlich soll mich's freuen, wenn der Gesang dieses Liedes Euch Vergnügen macht.

F e l d l i e d .

1. Brüderlich treu vereint,
sind wir bei Freund und Feind
rühmlich bekannt.

Wer sich ein Preuße nennt,
wem Muth im Herzen brennt,
wer seine Pflichten kennt,
ist uns verwandt.

2. Uns ruft das Vaterland.

Auf! das Gewehr zur Hand!
Hoch leb' der Krieg!
Zählt nicht der Feinde Macht!
Nur nicht viel nachgedacht!
Munter und kühn zur Schlacht!
Unser der Sieg!

3. Männer im Ehrenkleid,

Muster der Tapferkeit,
geh'n uns voran.
Folgt ihnen treulich nach!
Heut sei ein Siegestag!
Brüder, seid alle wach!
Steht Eurem Mann!

4. Feind! juble nicht zu früh!

Hurrah! hier kommen sie,
Preußen genannt.
Kennst du ihr Kriegsgeschrei?
Sind ihrem Kön'ge treu,

haben die Heuchelei
nimmer gekannt.

5. Reiter und Infant'rist,
Jäger und Artill'rist
kennen den Krieg.
Rücken voll Muth heran,
fechten gern Mann an Mann;
Helden gehn kühn voran,
fesseln den Sieg.

6. Seht, Friedrich Wilhelm lohnt,
wem Muth im Herzen wohnt,
huldreich und gern.
Fühlt sich nicht hoch geehrt,
wem er das Kreuz gewährt?
Eisern zwar, doch sein Werth:
Glänzender Stern!

7. Sagt, was ist wohl der Tod,
wenn ihn die Pflicht gebot
in heißer Schlacht?
Ihn scheut kein braver Mann!
Brüder! was Gott gethan,
Das ist auch wohl gethan.
Sein ist die Macht!

8. Und führt uns das Geschick
zu Brüdern einst zurück:
welch ein Gefühl!
Hoch lebe unser Stand!
König und Vaterland!
Auf, Brüder, Hand in Hand
zum schönen Ziel! —

XV. Der wackre Artillerist.

Wer von Euch, meine Waffenbrüder, selbst Artillerist ist, wird auch wissen, wie wichtig der Posten eines Pferdehalters bei der reitenden Artillerie ist, weil von seiner Kaltblütigkeit und Besonnenheit zuweilen das Schicksal der übrigen Mannschaft eines Geschützes abhängt. Darum werden auch gewöhnlich die ältesten und entschlossensten Leute zu diesem Posten ausgesucht. Solch einen Posten hatte der Kanonier Gablonsky von der reitenden Batterie Nr. 6. unter Befehl des damaligen Hauptmanns Zenichen in der Schlacht von Ligny. Die Batterie befand sich auf unserm rechten Flügel im heftigen kleinen Gewehrfeuer,

und obzwar man Artillerie eben nicht gern dem Infanteriefener auf längere Zeit aussetzt, so ging es doch hier, der Wichtigkeit des Postens wegen, nicht anders an.

Da tödtete eine Flintenkugel das Pferd des Gablonsky, und eine andre zerschmetterte ihm selbst das Knie, so daß er nicht mehr aufrecht zu stehen vermochte. Ein anderer, weniger wahrer Soldat würde vielleicht unter diesen traurigen Umständen um Ablösung gebeten, oder gar vielleicht die vier Pferde, die er zu halten beauftragt war, laufen gelassen haben; er aber verachtete die brennenden Schmerzen seiner Wunde mit kaltem Blute, und legte sich ruhig an die Erde, die Trensenzügel der ihm anvertrauten Pferde fest in der Hand haltend.

Für den ersten Augenblick war das schon recht löblich von ihm. Unsre Achtung für den braven Mann wächst aber, wenn wir hören, daß sein Kommandeur ihm anbot, ihn zurückbringen zu lassen, er jedoch dies Anerbieten mit den Worten ablehnte: „Lassen Sie mich nur hier liegen, Herr Hauptmann; so

„lange es hier dauern wird, werde ich die „Pferde schon noch halten, denn Sie haben „hier die Leute nicht übrig.“ Und wirklich fuhr er fort, die Pferde gelassen und ohne über seine Schmerzen zu klagen, zu halten, bis die Batterie von diesem gefährlichen Punkte abbrückte. Aber die Versäumniß des Verbandes erschwerte seine spätere Heilung in dem Lazareth zu Lüttich, so daß er zeitlebens einen steifen Fuß behielt.

Se. Majestät bewilligten ihm, auf den Vorschlag seines Kommandeurs, das eiserne Kreuz 2ter Klasse, als Belohnung für seine rühmliche Ausdauer.

So kann auch der Artillerist, wenn er brav ist, seine Pflicht erfüllen, ohne gerade einen Feind herunter zu hauen oder todt zu stechen, und sich durch Ausdauer in seinem beschwerlichen Dienste und durch Verachtung aller Gefahr der Gnade seines Königs würdig machen.

Folgt auch Ihr, junge Artilleristen, dereinst dem guten Beispiele des wackern Gablonsky!

**XVI. Der brave Soldat setzt freudig
sein Leben ein, um seine Fahne
zu retten.**

Viele Beispiele stellt uns die Kriegsgeschichte auf, daß die Soldaten den gewissen Tod heldenmüthig verachteten, wenn ihre Fahne in Gefahr gerieth in feindliche Hände zu fallen, ja daß Mancher noch das ihm anvertraute heilige Gut im Todeskampfe umschloß, und nicht einmal mit dem Leben von ihm lassen wollte. Darum wird auch eine solche Waffenthatsache, wie die Rettung der Fahne ist, zu den rühmlichsten gerechnet, und bleibt niemals unbelohnt.

In einem so tapfern Heere wie das Preussische, kann es natürlich an ähnlichen Beispielen nicht fehlen. Das nachfolgende ist unter den vielen nur ein einzelnes, gereicht aber den darin genannten wackern Leuten zu großer Ehre.

In dem weitläufigen Dorfe Signy, das am 16. Juni 1815 Preussischer Seits mit der größten Hartnäckigkeit vertheidigt und vom Feinde mit lebhafter Wuth angegriffen ward,

kämpften Tausende beinahe einzeln gegen einander. In solchem zerstreuten Kampfe, wo die Leitung von Oben herab so unendlich erschwert wird, ja zuweilen ganz unmöglich ist, hat der einzelne Soldat die schönste Gelegenheit, seine Tapferkeit und seine Besonnenheit zu zeigen, dagegen in der vollen Kolonne der Starke mit dem Schwachen gleichsam fortgerissen wird, und die Handlung des Einzelnen in der Handlung des Ganzen untergeht.

Hier war es, wo die Fahne des 2. Bataillons vom 2. Westpreussischen Infanterieregimente, in dem furchtbaren Gemühle Gefahr lief, dem Feinde in die Hände zu fallen. Der bei ihr kommandirte Unteroffizier Rosen berg war bereits verwundet und vom Feinde niedergestossen, die Fahne selbst von mehreren Kugeln durchlöchert. Vergebens machte der Fahnenträger den Versuch, das Heiligthum zu retten; das Auge des Feindes hatte den kostbaren Schatz bereits erspäht, wüthend drang er heran, und einer der verwegensten hatte schon seine Hand ausgestreckt und die Fahne ergriffen. Da schoß der Musketier Schwen-

te diesen Kühnen nieder, und stieß einen zweiten mit dem Bajonett über den Haufen, während der Musketier Putzke einen dritten niederrannte. Dadurch bekamen die Leute der Fahnensektion Luft, der Fähnenträger selbst aber gewann Zeit, das ihm anvertraute theure Gut in das Innere des Bataillons in Sicherheit zu bringen. Hätten Schwenke und Putzke nicht eben so viel Besonnenheit wie Tapferkeit entwickelt, die Fahne wäre ohne Rettung verloren gewesen.

Se. Majestät der König, dem der Vorfall gemeldet wurde, verliehen nicht nur beiden genannten Musketieren für ihr tapfres und umsichtsvolles Betragen das eiserne Kreuz 2ter Klasse, sondern genehmigten auch, daß bei Zusammennietung des alten Fahnenstocks, der durch feindliche Kugeln so ehrenvoll unbrauchbar geworden war, die Namen beider Leute darauf vermerkt werden sollten, die sich dabei so verdient gemacht hatten; — ferner, daß, wenn im Laufe der Zeit ein neuer Fahnenstock nothwendig würde, die Ueberreste des alten mit der erwähnten Vermerkung beider Namen,

als ein werthes Andenken in der Regimentskassette aufbewahrt werden solle.

XVII. Die unerschrocknen Artilleristen.

Als die Französische Festung Longwy im Kriege von 1815 von den Preußen unter Oberbefehl Sr. Königl. Hoheit des Prinzen August belagert werden sollte, mußte zuerst ein abgesondertes Werk — das man auch wohl ein detaschirtes nennt — dem Feinde entrisen werden. — Der Prinz von Hessen-Homburg führte diesen Angriff, und die tapfern Preußen erstiegen, obwohl nicht ohne großen Verlust — die Brustwehr. Allein dadurch war wenig gewonnen, denn innerhalb des Werks befand sich ein Blockhaus, das noch in feindlichen Händen war, und das der Feind bis aufs Aeußerste vertheidigte. In dieses Blockhaus hatten sich nämlich fünf und zwanzig französische Offiziere geworfen; sie waren mit Schießgewehr und Munition wohlversehen, und entschlossen, das Blockhaus bis zum letzten Athemzuge zu behaupten.

Auf gewöhnlichem Wege war dem Blockhaus nicht beizukommen, da es durchaus nicht mit Vortheil beschossen werden konnte und obenein bombenfest war. Einzelne Tirailleurs, die es wagten, in die Schießlöcher hineinzufeuern, wurden von den Besitzern sogleich niedergeschossen.

Jetzt blieb nur noch ein einziges Mittel übrig, nämlich das Blockhaus durch lebendiges Feuer anzuzünden, und die Besatzung durch Rauch zur Uebergabe zu zwingen, oder mit andern Worten, sie förmlich hinaus zu räuchern. Aber dieses Unternehmen war nicht nur schwer, sondern auch höchst gefahrvoll, weil die feindlichen Offiziere auf Alles, was sich ihrem Schlupfwinkel näherte, ein lebhaftes und mörderisches Feuer unterhielten.

Es wurden acht Artilleristen zu dem kühnen Wagstücke ausgesucht; jeder von ihnen erhielt eine Pechfackel, um das Blockhaus damit anzuzünden. Allein sechs von diesen braven Leuten blüßten ihr Leben ein, ohne den Zweck erreicht zu haben.

Den übriggebliebenen beiden gelang es je-

doch besser, und sie waren wirklich so glücklich, unter den Schuß zu kommen und das Blockhaus in Brand zu setzen. Bald schlug der Rauch zu den Schießlöchern hinein, das Innere des Blockhauses füllte sich mit erstickendem Dampf, in welchem kein lebendes Wesen auszudauern vermag, und endlich verlangten die französischen Offiziere zu kapituliren, welches ihnen auch bewilligt ward.

Die beiden braven und unerschrocknen Artilleristen hießen Morig und Dinsing. Der Prinz August, ein Augenzeuge der braven That, ernannte beide auf dem Platze selbst zu Bombardieren, Se. Majestät der König aber verliehen ihnen außerdem das so rühmlich verdiente eiserne Kreuz 2ter Klasse. Der 1c. Morig wurde späterhin Unteroffizier.

Ihr lernt aus dieser Erzählung, lieben Freunde, daß der Soldat sich nicht gleich von dem Ungewöhnlichen einer Gefahr abschrecken lassen soll. Wahrer Muth, Beharrlichkeit, und vor allem Umsicht und Besonnenheit, führen doch zuletzt zum Ziele, und bleiben nicht unbelohnt. Wer aber dabei den Tod findet, der

stirbt in seinem Beruf und mit dem Bewußtseyn, seine Pflicht als rechtschaffener Soldat erfüllt zu haben.

XVIII. Der König kommt!

Nach der blutigen Schlacht von Kunersdorf, am 12. August 1759, lagen die Ueberreste des Preussischen Heeres vom Kampfe erschöpft am Boden. Kein Soldat glaubte noch Kraft in sich zu haben, einen Fuß oder eine Hand zu rühren. Die Natur behauptete ihre Rechte; die Hitze des Tages und des mörderischen Kampfes hatte die Soldaten so angespannt, daß kein Zureden und selbst nicht Drohungen der Offiziere sie bewegen konnten, von der Erde aufzustehen.

Auf einmal sprengt der Prinz Moritz heran und ruft mit lauter Stimme: „Der König kommt!“ — Wie ein Blitzstrahl traf dieser Ausruf das Ohr der Erschöpften. Sie springen auf, ergreifen ihre Gewehre und ordnen sich in Reih' und Glied.

So brachten diese drei Worte hervor, was

dem Zureden und dem Zwange nicht hatte gelingen wollen! So stark war jederzeit die Liebe des Preussischen Soldaten für seinen König, stärker noch als die Stimme der Natur. Er hört, daß sein König kommt, und plötzlich sieht man ihn Noth und Elend, Beschwerniß und Anstrengung vergessen; der Gedanke an seinen König überwindet Alles.

Bewahrt Euch, meine Waffenbrüder, diese Liebe zu Eurem Könige im Tiefinnersten Eures Herzens, als ein theures Erbtheil Eurer Väter; verschließt Euer Ohr vor dem Geschwätz der Thoren, wenn sie Euch jemals darin wankend machen wollen, und bedenkt, daß ein Volk mehr noch als nichtswürdig wird, wenn es aufhört seinen König zu lieben. Fragt nur die Geschichte, sie wird Euch sagen, daß ich wahr sprach.

XIX. Der brave Soldat zieht einen freiwilligen Tod einer schwachvollen Gefangenschaft vor.

Habt Ihr die frühere in No. I. enthaltene Erzählung, wo von der Soldatentreue bis zum

Tode die Rede war, gewiß nicht ohne Nührung gelesen, so wird die gegenwärtige Euch um so lebhafter ergreifen und erschüttern. Auf dem Rückzuge nach der bekannten Schlacht von Groß-Görschen, am 2. Mai 1813, befand sich das Schlesische Schützenbataillon bei der Arriergarde. Eine feindliche Kanonenkugel zerschmetterte einem Schützen von der ersten Kompagnie, Namens Fiebig, das linke Oberbein, dicht an der Hüfte. An Rettung seines Lebens war nicht mehr zu denken, und als der Verwundete dies aus dem Munde des Chirurgus mit bestimmten Worten erfuhr, befeelte ihn große Furcht; aber nicht etwa, wie Mancher glauben möchte, Todesfurcht — nein! Furcht, in feindliche Hände zu fallen und den letzten Athemzug als Gefangener aushauchen zu müssen. „Kameraden!“ — sprach er zu seinen Waffenbrüdern, — „sterben muß ich, das seht Ihr und das weiß ich; ich sterbe auch gern, denn ich sterbe ja für meinen König, aber laßt mich nicht in feindliche Hände gerathen! Sei einer von Euch so barmherzig und endige durch einen sichern Schuß meine Qual!

der Tod von Kameradenhand ist süßer, als der langsame der Marter!“ — Aber keiner wollte es über sein Herz bringen, ihn niederzuschießen, obzwar alle einsahen, daß eigentlich ein schneller Tod die größte Wohlthat für den Unglücklichen gewesen wäre.

Unterdessen war der Feind näher und näher gekommen. „Wohlan denn!“ rief der wackre Fiebig aus — „Lebendig sollen sie mich nicht bekommen! Als freier Mann will ich sterben, und treu dem Eide, den ich meinem Könige und Vaterlande geschworen habe!“ — Er zog den Hirschfänger aus der Scheide, und wollte ihn sich in die Brust stoßen.

Aber theils die Kleidungsstücke, theils das Lederzeug fingen den Stoß auf, und der scharfe Stahl, überdies von geschwächter Hand geführt, vermochte nicht in die Brust zu dringen. Da nahm der Entschlossene seine letzten Kräfte zusammen, riß die Uniform auf, entblößte seine Brust, und stieß sich das Eisen in's Herz. Seine letzten Worte waren: „Gott segne den König und die Waffen des Preussischen Heers!“ —

Wollt Ihr vielleicht den hochherzigen Jüngling tadeln, daß er gegen das göttliche Gesetz handelte und Hand an sein eignes Leben gelegt hat? — Seid nicht zu rasch im Urtheile der Verdammniß, meine Brüder! Fiebig war kein gemeiner Selbstmörder. Ein solcher bezeichnet sich nämlich dadurch, daß er das Leben freiwillig aufgibt, weil er nicht den Muth hat, seine selbstverschuldete Last unter drückenden Verhältnissen zu tragen. Denn wie oft hat sich der Mensch diese Verhältnisse, diese trübseligen Lagen, welche ihm das Leben zur Last machen, nicht muthwillig selbst zugezogen! Der Trunkenbold z. B. vergeudet das Seinige, um der gemeinsten aller Leidenschaften, dem Trunke, zu fröhnen, und wenn ihm nichts mehr übrig bleibt, seine sträfliche Neigung zu befriedigen, ist er feige genug, das Leben als eine Bürde zu betrachten und von sich zu werfen. — Der Spieler setzt auch das Letzte daran, um der schändlichen Gewinnsucht ein Opfer zu bringen, und wenn auch dieses Letzte in den bodenlosen Brunnen des Gauners gefallen ist, macht er einem Leben

ein Ende, das für ihn keinen Reiz mehr hat, weil er seine schändliche Lust nicht mehr zu büßen vermag. — Der liederliche, unordentliche Wirth verpraßt sein Eigenthum und das wohlerbundene seiner Väter, stürzt seine nächsten Angehörigen in Noth und Elend, und entzieht sich der gerechten Buße durch einen selbst erwählten Tod. — Alle diese sind gemeine Selbstmörder, schwache, feige, unmännliche Menschen; Menschen, die den Namen Christen schänden, weil sie das Vertrauen und den Glauben zu der Vorsehung verloren haben, und die Leiden nicht ertragen mögen, die sie selbst über sich verhängt hatten. — Allein in diese Klasse ist der wahre Fiebig nicht zu setzen. Er befreite sich weder leichtsinnig noch auf eine unmännliche Art von dem qualvollen Leben, sondern er beschleunigte nur, in dem Bewußtseyn seiner Pflichterfüllung, seinen Tod, der — nach den Rechten der Natur und dem Ausspruche des Arztes — unvermeidlich war, und wenige Stunden später doch erfolgt wäre. Das Gefühl, als freier Preuße zu sterben, und der Gedanke, seinen Schwur durch

einen freiwilligen Tod zu besiegeln, leitete seinen Arm, und wahrlich! beides zeugt von einer Hochherzigkeit, die nur Bewunderung verdient. —

Friede sei deiner Asche, braver Jüngling!

XX. Ein Offizier setzt sein Leben für die Rettung eines Soldaten ein.

Wenn Offiziere und Soldaten sich gegenseitig als Mitglieder einer und derselben Familie betrachten, so haben beide auch eine Anhänglichkeit gegen einander, welche in der Stunde der Gefahr sich am schönsten bewährt. Rechtsschaffene Soldaten opfern ihr Leben mit Freuden für das ihrer Offiziere, und außerdem ist dies ja eine ihrer theuersten Verpflichtungen: denn was möchte wohl ein Heer ohne Offiziere zu leisten im Stande sehn? Wo die Anführung fehlt, da hilft alle Tapferkeit der Soldaten nichts, das hat sich in allen Kriegen der ältern und neueren Zeit zur Genüge bewiesen.

Auf der andern Seite gewinnen die Offiziere ihre Soldaten so lieb, daß, wenn die

Gelegenheit sich darbietet, sie auch keine Gefahr scheuen, das Leben eines braven Soldaten zu retten, wenn es irgend in ihrer Macht steht, und davon will ich Euch jetzt ein Beispiel erzählen.

Es ist nicht immer der Krieg, der den Soldaten in Gefahr bringt, sein Leben zu verlieren; auch im Frieden ist das Geschäft des Kriegers oft mit Lebensgefahr verknüpft, und gerade im Frieden gelingt es dem Offizier am häufigsten, dem Einzelnen hülfreich beizuspringen, weil im Kriege, und namentlich im Gefecht, der Offizier mit Leitung des Ganzen zu thun hat, und unmöglich den einzelnen Soldaten im Auge behalten kann.

So geschah es denn auch, daß im Sommer des Jahres 1816 die erste Eskadron des zweiten Westpreussischen Dragoner-Regiments, welche zu Riesenburg in Garnison stand, ihre Pferde im Schwimmen übte, wobei der Lieutenant von Stempel die Oberaufsicht hatte. Die fertigsten Schwimmer der Eskadron waren dazu verwendet, und ritten die Pferde einzeln in einen nahe bei der Stadt belegenen Teich,

durch den ein Bach floß. Mehrere von ihnen hatten die Schwimmübung bereits beendigt, und standen mit ihren Pferden am Ufer, als ein noch im Wasser befindliches Pferd plötzlich wild ward, und nach einigen lebhaften Sprüngen mit seinem Reiter überschlug und unterging.

Nach wenigen Augenblicken kamen Mann und Pferd wieder auf der Oberfläche des Wassers zum Vorschein, und man sah den Dragoner — gegen die sonstige Gewohnheit eines guten Schwimmers — sich an den Hals seines Pferdes festklammern, um sich zu retten, wodurch das Thier immer von neuem in den Abgrund gezogen ward, so daß beide abwechselnd auftauchten und wieder unter sanken.

Von den am Ufer Stehenden glaubte keiner die Gefahr so groß, weil der Dragoner als ein guter und geübter Schwimmer in der Eskadron bekannt war; die Meisten dachten, er halte sich nur deswegen am Halse des Pferdes fest, um sich nicht die Schande zu machen, abgeworfen zu seyn. Allein der Lieutenant von Stempel gewahrte bald, daß der Dragoner bereits besinnungslos mit dem Elemente ringe, und

rief die noch entkleideten Leute auf, ihrem Kameraden beizuspringen.

Sei es aber Furcht vor der Gefahr, oder Mangel an Geistesgegenwart, genug keiner konnte zu einem Entschluß gelangen, und immer drohender wurde die Gefahr für den im Wasser Arbeitenden. Die Besonnenheit, diese schöne Tugend des Soldaten, hatte einem starren Entsetzen Raum gemacht, wobei der Dragoner ohne Gnade ertrinken mußte, wenn der Lieutenant von Stempel nicht kühner gewesen wäre, als seine Leute. Im alleinigen Vertrauen auf seine eigene Kraft, faßte dieser Offizier den Entschluß, das Leben des Unglücklichen zu retten, und, die Wichtigkeit des Augenblicks erkennend, an dessen Verlust ein Menschenleben hing, riß er bloß die Uniform vom Leibe und stürzte sich, wie er ging und stand, in das Wasser.

Rasch und gewandt schwamm er auf den Dragoner zu, erfaßte den schon halb Erstarrten und wollte ihn dem Lande zuführen; aber dieser umschloß in krampfhafter Angst die Arme seines Retters, lähmte so seine Kraft und

versank mit ihm in die bodenlose Tiefe. Zweimal, dreimal kam der Offizier wieder mit dem Dragoner empor, aber von neuem sanken beide unter, bis es endlich der höchsten Kraftanstrengung gelang, sich mit seiner Last dem Ufer so weit zu nähern, daß die andern Dragoner beiden an's Land helfen konnten.

Sagt, lieben Freunde, welches Gefühl hat wohl den Dragoner beseelt, als er wieder zur Besinnung kam, und in dem Offizier seinen großmüthigen Retter erkannte? Wird er nicht, wenn er ein guter Mensch und ein rechtschaffener Soldat ist, auf den Augenblick brennen, wo er ihm die große Schuld bezahlen kann? Und welche grenzenlose Liebe und Achtung hat sich der entschlossene Offizier nicht dadurch bei der Eskadron und bei dem ganzen Regimente erworben! Werden die Dragoner, wenn sie Reiterpflicht kennen, wohl je zugeben, daß ein feindlicher Säbel einst dem wackern Manne ein Haar krümmt? Werden sie ihm nicht recht von Herzen treu in Noth und Tod folgen, ihm, der sich so gerechte Ansprüche auf ihre Dankbarkeit erworben hat? Denn dadurch nur

kann der Soldat Liebe und Anhänglichkeit an seinen Offizier beweisen, und welcher wackre Mann möchte nicht mit Freuden diese schöne Pflicht erfüllen?

XXI. Das Steingefecht.

Im Laufe eines Krieges ereignen sich zuweilen gar sonderbare Fälle, die von allen gewöhnlichen Regeln abweichen, und wo der Soldat Gelegenheit findet, theils seine Entschlossenheit und Umsicht zu zeigen, theils aber auch von seinem natürlichen Verstande Gebrauch zu machen. Gar viele Kriegsregeln sind nur auf diesen Verstand berechnet; die Fälle kommen aber mitunter so sonderbar, daß es ganz unmöglich wäre, Regeln dafür zu geben, weil sie der Scharfsinn des Menschen nicht so vollständig auszugrübeln vermag, wie der Zufall die Begebenheiten oft wundersam herbeiführt.

Zum Beweise des hier Gesagten will ich Euch einen Vorfall erzählen, der sich im Feldzuge von 1813 ereignete, und zwar, wie er

mir von einem Offizier, der Augenzeuge dabei war, mitgetheilt wurde.

Am Tage der Schlacht von Bauzen, den 20. Mai 1813, war das Dorf Burg von der ersten Tirailleur-Division des Kolbergischen Infanterie-Regiments dem Feinde mit Sturm wieder entrisen worden. Nur wenige Voltigeurs des 37. französischen Regiments entgingen bei diesem Sturm dem Tode oder der Gefangenschaft. Der Preussische Kommandeur begnügte sich jedoch nicht mit dem Besitze des Dorfes, sondern drang auf das freie Feld gegen die feindlichen Kolonnen vor, die sich auf den Höhen hinter dem Dorfe postirt hatten. Bei diesem Vordringen ereignete sich folgender höchst eigenthümliche Vorfall:

Auf dem Kamm der Höhe befand sich ein kleiner Hügel, aus welchem die Einwohner Steine gebrochen hatten; dadurch war oben in der Spitze eine Vertiefung, ungefähr wie der Trichter einer ausgesprengten Mine, entstanden, welche von dem Feinde gleichsam als eine kleine Schanze benutzt und von etwa 40 bis 50 französischen Voltigeurs vertheidigt wurde.

Diesen feuerten tapfer aus ihrem Verstecke heraus, und thaten unsern Leuten vielen Schaden, weshalb eine Abtheilung Tirailleurs den Befehl erhielt, den Hügel mit Sturm zu nehmen.

Das war aber keine leichte Aufgabe. Mit kleinem Gewehrfeuer war der Besatzung nicht beizukommen; denn die Voltigeurs steckten nur dann die Köpfe über die natürliche Erdbrustwehr hervor, wenn sie schießen wollten; die Tirailleurs würden also ihre Munition umsonst verschwendet und vielleicht doch keinen getroffen haben. Die braven Kolberger hatten sich es aber zum Gesetz gemacht, niemals zu feuern, wenn sie die Wirkung ihrer Schüsse nicht absehen konnten, wie das eine jede gute Infanterie thun soll; deshalb zogen sie den Angriff mit dem Bajonet vor.

Allein auch das ging so leicht nicht. Der Regen hatte den Abhang des Hügel so schlüpfrig gemacht, daß Niemand sich auf den Füßen erhalten konnte, und die Heranklimmenden immer wieder zurückgleiteten. Ueberdies war der Abhang sehr steil. Die Tirailleurs rückten zwar

muthig im Sturmschritt heran, allein aus den eben angegebenen Gründen konnten sie nur bis zu dem Fuße des Hügels gelangen.

Jetzt entstand gleichsam eine unfreiwillige Pause. Die Feinde im Loche konnten die am Fuße Stehenden nicht mehr mit ihren Gewehrschüssen erreichen, denn diese befanden sich, wie man zu sagen pflegt, unter dem Schuß. Man sah sich gegenseitig einige Minuten lang an. Da machte der Schütze Andreas Schulz von der damaligen 1. Kompagnie des Kolberg'schen, jetzigen 5. Kompagnie des 2. Garderegiments zu Fuß, auf seine eigene Hand den Versuch, den Hügel zu erklettern, „um — wie er sich ausdrückte — „doch zu sehen, was die Kerle da oben machten, und wie es da aussähe.“ — Die Feinde stuzten, da sie das Preussische Nationalzeichen oben über den Rand ihres Erdwalls herübergucken sahen, aber Niemand hatte den Muth zu schießen, und Andreas Schulz kam glücklich wieder bei seinen Kameraden an, und that ihnen einen Vorschlag mit folgenden Worten: „Hört 'mal, Leute“ — begann er, indem er sein Gewehr

ruhig auf die Erde niederlegte — „so kriegen wir die Kerle da oben nicht weg; wir müssen sie mit Steinen hinauswerfen!“ —

Der Vorschlag war freilich von ganz eigener Natur, allein er fand Eingang bei den übrigen Tirailleurs. Sie folgten dem Beispiele des Schulz, und legten ebenfalls ihre Gewehre auf die Erde. An Steinen fehlte es glücklicherweise hier nicht, da der in eine Schanze umgewandelte Steinbruch auf dem Hügel deren genug geliefert hatte, die alle am Boden zerstreut umher lagen.

Schulz ergriff zuerst einen gewichtigen Stein mit beiden Händen, und schleuderte ihn in den Haufen der Feinde. Seine Kameraden folgten rüstig nach, und es entstand ein förmliches Stein-Bombardement gegen den Hügel.

Eine Weile hielten die Feinde den Steinhagel aus; als er aber immer dicker und heftiger ward — Ihr wißt, lieben Freunde, Pommeren sind gar kräftige Naturen — sprangen sie auf, verließen in flüchtiger Eile das Loch und flohen über das Feld. — Augenblicklich befahl der Offizier, der die wackern Schleude-

rer kommandirte, die Gewehre zu ergreifen, und den Hügel von der Seite zu erklimmen. Sobald sie oben waren, schickten sie den fliehenden Vertriebenen noch eine tüchtige Salve nach, und setzten sich in der eroberten Vertiefung fest.

So führt auch das anscheinend sonderbarste Mittel im Felde oft zum Zweck, wenn der Soldat nur Geistesgegenwart behält, und richtigen Gebrauch von seinem Verstande zu machen weiß, den ihm der Schöpfer verliehen hat.

Daß Andreas Schulz ein braver Soldat seyn muß, geht schon aus diesem kleinen Charakterzuge hervor; er hat es bei mehreren Gelegenheiten in jenen Feldzügen bewiesen. Für die eben so dreiste als eigenthümliche Wafenthath, die ich Euch so eben erzählt habe, genoß er die Ehre, durch die Gnade Sr. Majestät des Königs mit dem eisernen Kreuze zweiter Klasse belohnt zu werden.

Entnehmet Euch aus dieser Erzählung die Regel, daß der Soldat niemals den Kopf verlieren müsse, wenn auch die Ereignisse auffallender und wunderlicher Natur sind. Ein

braver Soldat, mit gesundem Menschenverstande und Geistesgegenwart begabt, weiß sich überall zu helfen.

XXII. Die großmüthigen Bürger.

Nichts erfreut den Soldaten mehr, als wenn er sieht, daß der friedliche Bürger mit Liebe und Theilnahme auf ihn blickt, und gern sein Scherflein beisteuert, seine Beschwerden nach Möglichkeit zu mindern, seine Bedürfnisse nach Kräften befriedigen zu helfen. Von allen Bedürfnissen des Soldaten — die zur Erhaltung seines Lebens nicht mitgerechnet — ist die Fußbekleidung dem Infanteristen eines der wichtigsten, und der Mangel an Schuhwerk hat oft schon die besten Kriegsoperationen gehemmt. Eine Zeitlang mag wohl der Mensch die Fußbekleidung entbehren, allein bei anhaltenden Märschen auf schwerem steinigem Boden wird ihm ihr Mangel höchst empfindlich; deshalb findet man auch bei allen Armeen Einrichtungen getroffen, um den Soldaten Ersatz-

Schuh-

Schuhwerk theils nachzufahren, theils auch die nöthigsten Reparaturen bei den Kompagnien selbst vornehmen zu können. Allein zuweilen verhindert der Gang der Kriegsoperationen die Wagen, der Armee zu folgen, und wenn dann heftiges und anhaltendes Regenwetter eintritt, geht die Fußbekleidung früher zu Grunde, ehe ihr Ersatz bewerkstelligt werden konnte; besonders wenn die Soldaten obenein nachlässig sind, und ihr Schuhwerk nicht mit gehöriger Sorgfalt trocknen und reinigen.

Mit dem Mangel an Fußbekleidung hat auch die Preußische Armee bei Wiedereröffnung des Feldzuges 1813, besonders aber im Spätherbste desselben Jahres, zu kämpfen gehabt. Ganze Regimenter gingen, trotz den besten Anstalten zur Erhaltung des Schuhwerks, barfuß einher, und wenn gleich die Soldaten, wie es ihre Pflicht ist, willig alle Beschwerden mit heitrem Muthе ertrugen, so mußte doch mancher wackre Krieger die Reihen verlassen, weil seine wunden Füße ihm das Weitermarschiren nicht erlaubten. Es blieb nichts übrig, als die Städte und Ortschaften, durch

welche der Marsch ging, aufzufordern, zur Fußbekleidung beizusteuern, um wenigstens den dringendsten Bedürfnissen für den Augenblick abzuhelpfen.

So kam es denn auch, daß Preussische Truppen, und zwar die ersten in jener Gegend, in dem Würzburgischen Städtchen Tann übernachteten. Es war Oktober, der Regen hatte die Wege verdorben und das Schuhwerk mit; gänzlicher Mangel an Fußbekleidung war eingerissen. Es wurden sogleich Anstalten getroffen, das Fehlende in der Nacht herbeizuschaffen oder in Stand zu setzen. Allein bei aller Thätigkeit der Schuhmacher, sowohl des Regiments als des Städtchens, und trotz allen freiwilligen Beisteuerungen der Bürger, erschien doch noch mancher Soldat am andern Morgen barfuß auf dem Sammelplatze.

Die Bürger von Tann hatten ihre Gäste sehr liebreich aufgenommen; sie versammelten sich auf dem Markte, um den Abmarsch mit anzusehen. Hier gewahrten sie den noch herrschenden Mangel an Schuhwerk, und anstatt sich mit eitlem Bedauern zu begnügen, schrit-

ten sie hülfreich zur That. Die vornehmsten und angesehensten Bürger gingen mit gutem Beispiel voran, zogen ihre Stiefeln aus, und waren die ersten, welche sie den Hülfbedürftigsten anboten. Ein gutes Beispiel bleibt selten ohne Wirkung; so sah man bald mehrere Bürger nachfolgen und ihre Stiefeln und Schuhe den Soldaten darreichen.

Offiziere und Soldaten dankten mit Rührung den Biedern für die aus gutem Herzen dargebrachte Gabe, und alle verließen das Städtchen mit Segenswünschen für das Wohl seiner wackern Bürger.

XXIII. Der ehrliche Soldat.

Die Ehrlichkeit ist eine von den Eigenschaften des Menschen, welche zur natürlichen Moralität gehören; sie sollte billig bei jedem Menschen als eine sich von selbst verstehende Schuldigkeit vorausgesetzt werden können. Wer nicht ehrlich ist, ist ein Schelm, und Schelme verdienen, daß sie in der bürgerlichen Gesellschaft von Jedermann verachtet werden. Seinem

Nebemmenschen sein rechtmäßiges Eigenthum entwenden, ist eine vor Gott und Menschen straffällige Handlung; denn das siebente Gebot sagt klar und deutlich: Du sollst nicht stehlen! — Seinem Nebemmenschen sein rechtmäßiges Eigenthum erhalten oder zurückstellen, wenn der Zufall es in unsre Hände brachte, das wird im gemeinen Leben mit dem Namen: Ehrlich seyn belegt; und weil diese löbliche Eigenschaft mitunter so sparsam angetroffen wird, haben wir uns daran gewöhnt, sie zu loben und zu preisen, wiewohl eigentlich nichts daran zu loben und zu preisen ist, weil sie nichts mehr und nichts minder, als — unsre Pflicht und Schuldigkeit ist.

Urtheilt selbst darüber, lieben Freunde, nach dem Vorfalle, den ich Euch jetzt mittheilen werde.

In dem Feldzuge von 1813 standen die Preussischen Truppen im Lager vor Bautzen. Es fehlte an Holz, und Kommandos wurden ausgesandt, das mangelnde Brennmaterial aus den benachbarten Dörfern zusammen zu suchen. So ereignete es sich, daß ein junger Preussi-

scher Soldat — leider ist sein Name im Strudel der Zeit verloren gegangen — nach dem Dorfe Canitz-Christina kam, das von seinen Einwohnern verlassen war. Die friedlichen Bewohner mußten wahrscheinlich sehr schnell geflüchtet seyn, denn als der Soldat in die Stube eines Hauses eintrat, gewahrte er unter einem Haufen trocknen Holzes in der Nähe des Ofens eine bedeutende Summe Geldes, nur ganz flüchtig und nachlässig versteckt. Er besann sich einen Augenblick, was wohl am besten zu thun sei, damit das Geld wieder an den rechtmäßigen Eigenthümer gelange, und nicht vielleicht einem Schelme in die Hände falle. Nach kurzem Nachdenken, und nachdem er die Stube genau untersucht hatte, entdeckte er eine ziemlich versteckte Oeffnung unten in der einen Wand. Hier verbarg er das Geld, um damit der Besitzer den Ort aufzufinden im Stande seyn konnte, schrieb er auf ein leeres Blatt in einer Bibel, die zufällig auf dem Tische lag, ein Paar Zeilen, welche dem Wirth die Stelle genau bezeichneten, wo und wie das Geld versteckt lag. Es steht zu er-

warten, daß auf diese Art das Geld — wiewohl vielleicht erst nach langer Zeit — an seinen rechtmäßigen Herrn gekommen ist.

Wie wollt Ihr nun die Handlung des jungen Soldaten nennen? — gewiß sie war eine rühmliche, weil sie den Stempel der Ehrlichkeit unter erschwerenden Umständen trug.

Ein weniger gewissenhafter Mensch würde vielleicht gedacht haben: Du bist hier allein, Niemand sieht Dich, Du kannst Dir das Geld aneignen, ohne daß es Jemand erfährt. — Der junge Soldat aber wußte aus dem Religionsunterricht, daß das Auge des Herrn überall waltet, und die geheimsten Tiefen des menschlichen Gemüths erspäht, daß keine Handlung des Menschen ihm verborgen bleibt.

Ein roher Soldat würde vielleicht gedacht haben: Ei was! es ist Krieg! Nehme Ich das Geld nicht, so kommt ein Anderer, der es nimmt! — Der junge Soldat aber wußte, daß der Krieger sich mit dem begnügen soll, was ihm von Gott und Rechtswegen zukommt, und daß es eines ächten Kriegers unwerth ist, sich mit dem Eigenthume des Bür-

gers oder Landmanns zu bereichern. — Ueberhaupt, lieben Freunde, wer das Gute nicht um des Guten selbst willen liebt und ausübt, der findet bald einen Vorwand, sein Gewissen zu beschwichtigen. Solche Menschen pflegt man Sophisten zu nennen; das will sagen, sie sind zwar nicht so schlecht, daß sie das Böse ohne Schaam und Scheu ausübten, aber sie sind auch nicht gut genug, es zu unterlassen. Darum haschen sie nach eitlen Vorwände, das mahnende Gewissen zu beruhigen und in Schlaf zu wiegen. Solche Leute sind um deswillen gefährlich, weil sie meistens sehr schwache Menschen sind; denn wären sie stark, so würden sie ja der Versuchung widerstanden haben.

Aber die obige kleine Erzählung führt uns noch zu einer andern Betrachtung.

Mußte es nicht dem jungen Soldaten sehr erfreulich seyn, daß er schreiben konnte? Wie, wenn er nicht schreiben gelernt hatte, wie hätte er es wohl anfangen sollen, dem Wirthe auf eine sinnreiche Weise anzuzeigen, wohin er das Geld versteckt hatte? — Seht, so belohnt sich das Gute immer durch sich selbst.

Es mag dem jungen Soldaten Anfangs viele Mühe gemacht haben, das Schreiben zu erlernen, — jener Augenblick hat ihn reichlich für alle Mühe entschädigt. Darum soll der Mensch etwas lernen in der Welt, damit er das Erlernte zum Nutzen und Frommen seiner Brüder anwenden und in Ausübung bringen kann. Wer Lesen gelernt hat, genießt den Vortheil, sich mit guten Büchern unterhalten und daraus manches Nützliche für sein ganzes Leben schöpfen zu können. Wer nicht lesen lernte, lebt gleichsam in den Tag hinein, und es ist nichts zu bedauern, als der schöne Verstand, den ihm der Schöpfer verliehen hat. Der Verstand aber unterscheidet den Menschen vom Thiere; wer wollte die herrliche Gabe des Himmels nicht nach Kräften ausbilden!

**XXIV. Menschlichkeit siegt über
Durst nach Rache.**

Wenn der Krieg eine Zeitlang gedauert hat, so pflegt der Haß zwischen den sich bekämpfenden Truppen zuzunehmen; oft wird er auch

durch unrühmliche Thaten des Feindes, die nach und nach zu unsern Ohren und Augen kommen, gesteigert. Nichts schärft aber den Stachel der Rachsucht mehr, als wenn der Soldat sieht, daß der Feind seine verwundeten Brüder unedel oder gar grausam behandelt. Daher kommt es denn, daß Viele die Schuld eines Einzelnen büßen müssen, daß dem Feinde kein Pardon gegeben wird, weil sich vielleicht ein Einzelner von ihm an uns, unsern Waffengefährten oder Landsleuten ver-sündigt hatte.

Auch die Feldzüge in Sachsen zwischen den Preußen und Franzosen stellen uns Beispiele davon auf. Eins will ich Euch erzählen; es gereicht uns Preußen zur Ehre und mag Euch, lieben Waffenbrüder, zur Nachahmung an-spornen, Euch lehren, daß selbst ein in der Hitze ausgesprochener allzurascher Schwur zer-rint, wenn Menschlichkeit und Edelmuth in der Brust des Kriegers wohnen.

Am 13. April 1813 wurden die Vorstädte von Wittenberg von den Preußen erstürmt. Unter den Stürmenden befand sich auch das

Füselier-Bataillon des Kolbergischen Infanterie-Regiments. — Der Kampf war heftig und blutig, die Polen, welche damals mit den Franzosen verbündet waren, vertheidigten die ihnen anvertrauten Posten mit großer Hartnäckigkeit. Wären sie dabei stehen geblieben, so hätten sie ihre Soldatenpflicht gethan, was selbst ihre Gegner rühmlich anerkannt haben würden; aber sie entehrten ihre Kriegerplicht dadurch, daß sie die schwerblessirten Preußen, welche im Gemühl des Kampfes in ihre Hände fielen, auf eine grausame Weise mißhandelten. Ein solches nichtswürdiges Betragen gegen wehrlose Verwundete erzeugt Erbitterung und Rachsucht.

Von den Soldaten des Kolbergischen Regiments war der Füselier Seeger beständig einer der vordersten, und hatte dadurch Gelegenheit, recht deutlich zu sehen, wie schändlich die Polen mit seinen verwundeten Kameraden umgingen. Empört darüber, aufgeregt durch die Hitze des Kampfes, schwor er laut, keinem Polen künftig Pardon zu geben, ohne zu ahnen, daß der Augenblick nahe war,

wo er an seinen Schwur gemahnt werden würde.

Als nämlich die Preußen von neuem vorbrangen, traf Seeger auf einen schwer verwundeten polnischen Hauptmann, und eingedenk seines Schwurs fällte er sein Gewehr, um ihn niederzustößen. Der Pole sinkt vor dem Füselier auf die Kniee, fleht ihn an, ihm das Leben zu schenken, an dem das Leben einer Gattin und dreier unmündigen Kinder hinge. Doch der erbitterte Soldat will nichts von Pardon wissen, und ungerührt von dem Flehen des Knieenden zuckt er das Gewehr zum Todesstoß. Da erwacht plötzlich das Gefühl der Menschlichkeit in ihm, das nur der Anblick seiner gemißhandelten Kameraden bis dahin übertäubt hatte; willig läßt er sich von den herbeilenden Füselieren abhalten, und — der Pole ist gerettet.

Im ersten Freudentaumel zieht der polnische Hauptmann eine goldne Uhr und seine Geldbörse heraus, und bietet sie dem Füselier dar. Seeger nimmt beides an, aber nur, um es dem Polen mit Verachtung vor die

Füße zu werfen. „Nur aus Barmherzigkeit,“ — so ruft er ihm zu — „und „nicht um Deines lumpigen Geldes „willen, habe ich Dir das Leben geschenkt. Ich bin ein Preuße, und „wir Preußen plündern nicht.“

Ein herbeigekommener preussischer Regimentsarzt, der den polnischen Hauptmann späterhin verband, war Zeuge dieses Auftritts, und die Sache kam dadurch zur Kenntniß des kommandirenden Generals von Kleist. Der hochherzige General belobte den Füselier sowohl wegen seiner bewiesenen Mäßigung gegen den Wehrlosen, als auch wegen seines edelmüthigen Benehmens in Hinsicht auf die Zurückweisung der dargebotnen Gaben, und ließ ihm ein sehr anständiges Geschenk reichen.

Sagt jetzt selbst, lieben Freunde, muß nicht ein schönes und herrliches Gefühl die Brust des edlen Seeger durchströmt haben, als sein erhitztes Gemüth wieder beruhigt, sein heißes Blut wieder abgekühlt war? Würde er ein solches Gefühl genossen haben, wenn er den polnischen Hauptmann niedergestoßen hätte?

Darum soll das Gemüth des Kriegers niemals sich von der Menschlichkeit, von der Mäßigung entfernen. Die Hitze des Gefechts, der Anblick seiner gemißhandelten Brüder konnte den Füselier zu dem übereilten Rache schwur verleiten; bald aber trat der bessere Sinn in seine Rechte, und Seeger feierte den schönsten Triumph, — einen Sieg über seine Leidenschaft.

Auf! stimmt mit mir in diesen Wahlspruch ein:

Des Kriegers schönster Ruhm sei der, —
ein Mensch zu sehn! —

XXV. Gutmüthigkeit und Edelsinn.

Als die Preussischen Truppen im August 1813 durch Böhmen zogen, hatten sie sich fast durchgängig einer liebeichen Aufnahme zu erfreuen. Die Sprache des Landes war dem deutschen Ohre fremd und unverständlich, die Sprache des Herzens ist göttlichen Ursprungs und verständlich durch die ganze Welt. Wo die guten Böhmen die letztere redeten, wurden sie von den dankbaren Preussen verstanden.

Unter andern erfreulichen Beispielen mag das folgende hier zum Beweise dienen.

Ein freiwilliger Jäger kam im Städtchen Böhmisches-Friedland zu einer Bürgerwittwe in's Quartier. Die Frau war nur arm, aber mit gutem Herzen gab sie ihrem lieben Gaste das Beste, was ihr Haus vermochte. — Am andern Morgen reichte sie ihm noch ein Frühstück und beim Abschiede treuherzig die Hand, die der Preuße voll Dankbarkeit schüttelte und herzlich drückte. Der Mund blieb stumm, aber der Erguß der Dankbarkeit floss in das Herz der biedern Wirthin. — Da fühlt der Jäger etwas Hartes in seiner Hand, er blickt hin, und siehe da! es waren einige österreichische Kupfermünzen.

In Oestreich ist das Silbergeld knapp, Papier oder schweres Kupfer muß seine Stelle ersetzen.

Lächelnd und mit gerührtem Herzen gab der Beschenkte die gutgemeinte Gabe zurück, und bedeutete die freundliche Geberin, so gut er es vermochte: daß er des Geldes nicht bedürftig sei, und sie deshalb ihre Gabe für einen Hilfsbedürftigeren aufsparen möchte.

Die biedre, gutmüthige Böhmin war keineswegs erzürnt über diese Weigerung; denn sie erkannte den Edelsinn des wackern Preußen.

XXVI. Besonnenheit des Einzelnen bewirkt oft die Erhaltung des Ganzen.

Ihr habt in diesem Buche schon mehrere Beispiele von Besonnenheit einzelner Soldaten gelesen. In der That, diese herrliche und vortreffliche kriegerische Eigenschaft kann dem jungen Soldaten nicht genugsam an's Herz gelegt werden, und deshalb will ich Euch ein neues darauf hindeutendes Beispiel hier erzählen, aus dem Ihr lernen könnet, was die Ueberschrift dieser Erzählung ausspricht.

In der Schlacht bei Groß-Görschen, am 2. Mai 1813, hatte das Kolberg'sche Infanterieregiment, nach dem besondern Befehl Sr. Majestät des Königs, die Bestimmung, in der Reserve zu bleiben, weil es schon in früheren Gefechten, und namentlich bei dem von Wittenberg, ansehnlich gelitten hatte. — Am Abend

der Schlacht zog sich bekanntlich das verbündete Heer gegen den Flossgraben zurück, die Reserven mußten diesen Rückmarsch decken, und so kam es denn, daß jenes Regiment eins der letzten auf dem Wahlplatze war. Die Tirailleurs waren zur Deckung des Regiments vorgezogen und befanden sich vor der Fronte desselben in einer aufgelösten Linie. Die Schlacht hatte bereits ausgewüthet, es fielen nur noch hin und wieder einzelne Schüsse, und auch diese hörten nach und nach ganz auf. Der Abend war kühl, die Truppen zogen die Mäntel an; alles stand ruhig und wartete auf weitere Befehle.

Die eingetretene Dunkelheit war vom Feinde benutzt worden. Einer starken feindlichen Infanteriekolonne, an deren Spitze sich mehrere Kanonen befanden, war es gelungen, sich dem Preussischen Regimente unentdeckt zu nähern. Plötzlich entladet diese Masse ein furchtbares Kartätschen- und Kleingewehrfeuer auf die nichts Arges ahnenden Tirailleurs. Junge unerfahrene, oder weniger unerschrockene Truppen würden, von diesem plötzlichen und ganz

unerwarteten Feuer erschreckt, vielleicht umgedreht seyn, sich auf das rückwärts aufgestellte Regiment geworfen und dieses in wilder Unordnung mit sich fortgerissen haben. Nicht so die Tirailleurs vom Kolberg'schen Regiment! Sie waren besonnene Soldaten, und verloren den Kopf nicht. Einer faßte den Andern mit den Worten unter den Arm: „Ein Hundsfott, der hier zurückgeht!“ So blieb alles ruhig stehen, als ob gar nichts vorgefallen wäre.

Durch dieses eben so kaltblütige als besonnene Benehmen der Tirailleurs konnte es den Offizieren einzig und allein gelingen, in diesem gefährlichen Augenblicke die Ordnung zu erhalten, was bei der finstern Nacht um so schwerer war. Die Offiziere riefen: „Keiner schießt! Alles legt sich nieder!“ und stillschweigend wurde der nur leise ausgesprochene Befehl erfüllt.

Der Feind wußte nicht, woran er war. In der finstern Nacht vermochte er nicht zu unterscheiden, ob er noch etwas gegen sich habe oder nicht, und stellte sein Feuer ein. — Noch einen Augenblick blieb alles in dieser Lage.

Da wurde Preussischer Seits das Signal zum Feuern gegeben, und wie ein Ungewitter brach ein Kugelregen auf den dicken, unbehülflichen feindlichen Klumpen ein, der sich nun in der umgekehrten Lage, selbst angegriffen zu sehn, befand.

In diesem Augenblicke rückte das Preussische Kürassier-Regiment der Garde dü Korps unter Anführung des Obersten von Dolffs heran. Sobald der Oberst sich überzeugt hatte, wie die Sache hier stand, ersuchte er die Infanterie, Platz zu machen. Dies geschah, und die Kürassiere rasselten in den Feind.

Urtheilt einmal, lieben Freunde, was geschehen sehn würde, wenn die Tirailleurs nicht stehen geblieben wären. Ohne Zweifel wäre nicht nur das ganze Regiment in Unordnung gekommen, sondern vielleicht den anrückenden Garde dü Korps in den Weg gerathen. Wie leicht konnten diese es nicht für ein feindliches ansehen und darauf attackiren; denn in der Finsterniß, wer kann da Freund und Feind von einander unterscheiden! Mancher brave Mann wäre vielleicht unter das Schwert sei-

ner eigenen Waffenbrüder gefallen. Allein diesen Unfällen beugten die Tirailleurs durch ihre Besonnenheit vor.

Allein eben so lobenswerth war es, daß sie gleich auf den Zuruf ihrer Offiziere hörten, und keiner einen Schuß that. Dadurch hätte der Feind nur ihren Stand entdeckt und würde bei seiner Ueberlegenheit dem Regimente bald den Garaus gespielt haben. So nöthig ist es, daß der Soldat sich daran gewöhnt, jeden Zuruf seines Offiziers, und wenn er auch noch so leise und flüchtig ausgesprochen wird, schnell und ohne weiter darüber zu klügeln, zu befolgen; denn die Offiziere wissen in solchen Augenblicken doch immer am besten, was das Zweckmäßigste zu thun ist. Blindes Gehorsam ist also hier eine doppelte Pflicht. Gute Soldaten, welche Vertrauen zu ihren Offizieren haben, zeichnen sich in solchen kritischen Fällen immer durch schweigenden pünktlichen Gehorsam aus; schlechte Soldaten aber, die entweder, wie man zu sagen pflegt, kein Apell haben, oder gar sich selbst klug genug dünken, handeln vorwitzig und verderben oft die besten Dispositionen.

Die Tirailleurs, deren besonnenes, musterhaftes Benehmen Euch hier erzählt und zur Nachahmung empfohlen ward, gehörten zum damaligen ersten Bataillon des Kolbergischen Infanterieregiments. Jetzt aber bildet jenes Bataillon das zweite des zweiten Garderegiments zu Fuß, wozu es von Sr. Majestät dem Könige selbst ernannt worden ist.

XXVII. Den Feind durch List zu täuschen wissen, wiegt oft einen Sieg auf.

Es ist nicht der Säbel und das Bajonet allein, wodurch wir dem Feinde Abbruch thun, oder überhaupt im Kriege nützen können; oft führt verschlagene Rede eben so sicher zum Ziel; und so unwürdig die Lüge für jeden ehrliebenden Soldaten in den gewöhnlichen Verhältnissen des Lebens ist, so erlaubt wird sie, sobald sie dazu beitragen kann, den Feind zu hintergehen, zu täuschen oder zu falschen und unrichtigen Maaßregeln zu verleiten. — Die

nachfolgende Erzählung giebt einen Beweis dafür.

Als die Franzosen, nach dem für sie so verderblichen Feldzuge in Rußland, im Januar 1813 in Haft und Eile durch Preußen zogen, um die zerstreuten Trümmer ihres gewaltigen Heeres wieder zu sammeln, rückte ein französischer General mit einem Bataillon Pioniere und einigen Kanonen in das Westpreussische Städtchen Conitz. Er kam von Danzig und wollte nach Thorn marschiren, beschloß aber, in Conitz einige Tage zu bleiben, um die über Marienwerder zurückeilenden Bersprengten des französischen Heeres an sich zu ziehen; ja er war entschlossen, nöthigenfalls die Stadt zu vertheidigen, um jene Absicht desto sicherer zu erreichen.

Den Einwohnern von Conitz war er aus doppelten Ursachen keine erfreuliche Erscheinung, einmal, weil die Truppen Feinde unsers Landes und unsrer Sache waren, und zweitens, weil ein jedes Gefecht, und selbst das unbedeutendste, einer Stadt immer verderblich ist. Da man indessen noch keine Nachricht von

dem Anrücken Russischer Truppen hatte, so mußte der Burgemeister der Macht des Feindes nachgeben, und Anstalt zum Unterbringen und Verpflegen desselben treffen.

Noch waren die Ortsbehörden bei dem feindlichen General versammelt, um das Nähere über die Verpflegungsmaaßregeln mit ihm zu besprechen, als ein Preussischer Gensdarmen-Offizier in Begleitung einiger feindlichen Soldaten in das Zimmer trat. Es war der damalige Lieutenant v. Morawsky, der von Schwetz kommend, von dem vor der Stadt aufgestellten französischen Piket angehalten, und zum General transportirt worden war.

Kaum war er in das Zimmer getreten, so ersah er mit einem Blick die Lage der Dinge hier im Orte aus den betrübten Gesichtern der anwesenden Ortsbehörden, und faßte auf der Stelle den Entschluß, durch eine erdichtete Erzählung den feindlichen General zu hintergehen, und ihn wo möglich zu verleiten, das Städtchen zu räumen.

Mit dreistem, festen Schritt ging er auf den General zu, stellte sich höchst entrüstet,

daß man ihn, als einen Gensdarmen, der zur Aufrechthaltung der Ordnung bestellt und keinesweges als fechtender Krieger zu betrachten sei, angehalten und gleichsam als Gefangenen transportirt habe. Er fügte hinzu, daß ihm eine solche Behandlung um so auffallender sei, da doch die Kaiserlich-Russischen Truppen, die er hinter Tschel angetroffen habe, ihn frei und ungehindert durchgelassen hätten, die denn doch in diesem Augenblicke noch als Feinde zu betrachten wären; er würde daher über eine so ungeziemende Behandlung höhern Orts klagbar werden.

Der General horchte hoch auf, als von Russischen Truppen die Rede war, und fragte nach ihrer Anzahl und aus was für Waffengattungen sie beständen? — Der Lieutenant von Morawsky, um den General desto sicherer zu täuschen, erwiederte scheinbar verdrießlich: „Ei was, ich habe mich nicht weiter um sie bekümmert und meine Reise ruhig fortgesetzt; nur so viel habe ich bemerkt, daß es eine starke Abtheilung Infanterie mit einem Artillerie-Train war, und daß, außer einigen Pulks

Kosaken, sich auch noch reguläre Kavallerie dabei befand.“

Der General entließ ihn hierauf sehr höflich, entschuldigte das Benehmen des Pikets auf das beste, und — ließ Generalmarsch schlagen. Der frühe Morgen des nächsten Tages fand ihn und seine Abtheilung schon auf dem Wege nach Thorn.

Das Verdienstliche in der Handlungsweise des Lieutenant von Morawsky liegt offenbar in seiner Geistesgegenwart, und dem schnellen Entschlusse, von dem Vorgefallenen auf der Stelle Vortheil zu ziehen. Nur dadurch konnte es ihm gelingen, seiner Erzählung Glauben zu verschaffen, daß er der Russischen Truppen nur beiläufig und gleichsam blos zur Unterstützung seiner Beschwerde erwähnte. Eine doppelt so fein ausgedachte Erzählung, aber nicht so zur rechten Zeit angebracht, würde schwerlich so gewirkt haben, als diese in der Hitze des Verdrusses hingeworfenen Paar Worte.

Das Städtchen Conitz ist dem besonnenen Manne daher viel Dankbarkeit schuldig.

Der-

Derfelbe Offizier hat überhaupt jede Gelegenheit ergriffen, in feinen Verhältniffen fich fo nützlich als möglich zu machen. — Als er in Schwetz als Gensdarmenoffizier stationirt war, langte im Januar 1813 die fahrende Post dort an, die eine bedeutende Summe Königl. Gelder nach Graudenz bringen follte. Die Reife war gefährlich, denn feindliche Trupps und verfprenge Franzosen schwärmten in der Gegend umher und beunruhigten die Landstraße. — Aus eigenem freien Antriebe erbot fich der Lieutenant v. Marawsky, die fahrende Post zu begleiten und nach Kräften zu fchützen, was von dem Postamte mit vieler Freude angenommen ward. Er geleitete fie ficher nach Graudenz.

XXVIII. Die arme Ballftrickerin.

In Berlin lebte noch vor Kurzem eine blutarme Frau von hohem Alter, die fich mit Umftricken der Bälle ernährte, bei fchönen und heitern Tagen ihren Platz unter den Linden wählte, und dort ihre Befchäftigung ftill und emfig

trieb, ohne sich durch das Geräusch der Vorübergehenden stören zu lassen; sie saß gewöhnlich in der Gegend zwischen der Wilhelmsstraße und dem Brandenburger Thor, dicht an der Barriere.

Diese alte Frau war aus übergroßer Altersschwäche ganz krumm und gebückt, sie vermochte nicht mehr den Kopf aufzurichten, und konnte daher von den Vorübergehenden nur die Füße wahrnehmen; in dieser gebogenen Stellung, wobei das Kinn ihr auf dem Schooße zu ruhen schien, saß sie auf einem kleinen Fußschemel, und mancher mitleidige Spaziergänger warf ihr eine Gabe auf das zu ihren Füßen ausgebreitete Tuch, auf welchem die mit bunter Wolle umstrickten Bälle zum Verkauf lagen.

Während des Waffenstillstandes im Sommer 1813 begab es sich, daß ein junger, verwundeter Offizier bei der armen Frau vorbei hinkte. Er hatte in der Schlacht bei Groß-Görschen den Fuß verloren und hielt an dem Tage seinen ersten Ausgang. Die alte Frau konnte nichts weiter von ihm sehen, als den Stelzfuß und die Krücken, ein Anblick, der

das innigste Mitleid in ihr rege machte; denn Mitleid mit dem Elende seines Nächsten erstirbt in der Brust keines guten Menschen, selbst nicht in der des Greises. — Die Frau ergriff ein Geldstück und reichte es dem Krüppel schweigend empor. — Gerührt von der Gutherzigkeit der biedern Alten nahm der Offizier es an, zog seine Börse und legte einen Friedrichsd'or dafür auf das Tuch; das Geldstück aber trägt er zum Andenken an die brave Preußin, die — selbst ein Krüppel — ihre bittere Armuth mit demjenigen großmüthig theilte, der für ihr Vaterland zum Krüppel geworden war.

XXIX. Wahres Ehrgefühl verachtet jede Gefahr.

Ehrgefühl soll jeder Mensch besitzen, er gehöre zu welchem Stande er wolle, weil ein Mensch ohne Ehrgefühl dem Standpunkte, auf dem er sich befindet, über kurz oder lang Schande machen wird. Vor allem aber soll der Soldat von Ehrgefühl beseelt seyn, und

je heißer und glühender es in ihm lebt, desto mehr paßt er sich für seinen Stand; ein Soldat ohne Ehrgefühl endlich verdient höchstens der äußern Kennzeichen seines Standes wegen noch so genannt zu werden, allein auf den Namen eines ächten Soldaten muß er Verzicht leisten. Ja, man kann sagen, das Ehrgefühl ist einer von den stärksten und sichersten Grundpfeilern unsers Standes; wo dieser Grundpfeiler schwach ist, oder erschüttert wird, droht das ganze Gebäude den Einsturz.

Man hat versucht, das Ehrgefühl näher zu erklären und seine Bedeutung mit Worten zu bezeichnen. Ich aber halte das theils für unmöglich, theils für überflüssig; wer kein Ehrgefühl besitzt, dem wird es dadurch, daß er es erklären kann, nicht eingimpft werden; wer aber von ihm beseelt ist, kümmert sich nicht um die Erklärung. Die Stimme in seiner Brust spricht lauter als Worte.

Wenn Ihr zum Beispiel mit einem anerkannt schlechten Menschen zusammentreffet, so hält Euch eine innere Stimme ab, mit ihm in nähere Verbindung einzugehen, ihn wohl

gar Euern Freund zu nennen. Das ist die Stimme des Ehrgefühls!

Wenn Ihr irgend einer üblen Handlung beschuldigt werdet, so regt sich eine empörende Stimme in Eurem Innern, Euer Blut erglüht, Ihr habt die Neigung, den frevelnden Beschuldiger zu züchtigen — das Ehrgefühl ist in Euch aufgeregt.

Ehrgefühl und Ehrgeiz ist beides wohl von einander zu unterscheiden. Der Soldat soll zwar beides besitzen, allein das erstere ungleich mehr als den letzteren; denn der Ehrgeiz kann leicht ausarten, schon der Name deutet darauf hin, daß er mehr eine Leidenschaft ist. Jenes aber ist, wie ebenfalls der Name schon sagt, ein Gefühl, und das Gefühl steht überall höher als die Leidenschaft.

Ich will versuchen, Euch dies durch ein Beispiel anschaulich zu machen, indem ich Euch einen Vorfall aus dem Feldzuge von 1815 mittheile und das Urtheil darüber Euch selbst anheim stelle.

In diesem Feldzuge befand sich das Schlesische Schützenbataillon beim 1. Armeekorps,

und zwar zu zwei und zwei Kompagnien bei der 1. und 3. Infanteriebrigade vertheilt, so daß die 3. und 4. Kompagnie der damaligen 1. Brigade überwiesen waren.

Schon aus der Erzählung Nr. VI. wißt Ihr, daß diese Brigade den Feind am 2. Juli aus Sevres — einige Stunden von Paris — vertrieb. Derselbe zog sich auf das jenseitige Ufer der Seine zurück und faßte hinter Berhauen Posto, die er zu dem Ende schon im Voraus dort angelegt hatte. — Die Brücke bei Sevres war zwar vom Feinde zerstört, allein die Pfeiler standen noch, und selbst von dem Gebälke befand sich noch ein Theil unversehrt, so daß Einzelne noch bis fast zur Mitte der Brücke gelangen konnten.

Die 4. Kompagnie des bemerkten Bataillons besetzte die zunächst am Wasser gelegenen Häuser und schoß sich mit der jenseits postirten feindlichen Infanterie herum; die Entfernung war aber so bedeutend, daß die Schützen sich ihrer Klappvisire bedienen mußten. Näher heran konnte man nicht füglich kommen, weil sich gar keine deckenden Gegenstände befanden,

und der Feind auf diesem Punkt ein lebhaftes und konzentrisches Feuer unterhielt, nämlich ein solches, das, von einem großen Bogen ausgehend, alle Schüsse auf einen einzigen Fleck vereinigt. Um indessen dem Feinde auch in wirksamerer Nähe größeren Abbruch zu thun, wurde ein halber Zug kommandirt, aus den Häusern heraus zu gehen, und sich auf den Trümmern der Brücke festzusetzen. Diesen halben Zug befehligte der damalige Portepceeführer, jetzige Ingenieurlieutenant Wascherseleben. Das Vorgehen des halben Zuges konnte nur im Kriechen geschehen, so daß die Schützen, auf dem Bauche liegend, sich vorschoben und ihre Büchsen hinter sich her zogen. So gelang es, ohne Verlust bis auf die Brücke hinaufzukommen. Die Schützen deckten sich, so gut sie konnten, durch das stehengebliebene Gebälk und durch große umherliegende Steine, was um so nöthiger war, da der Feind seine ganze Aufmerksamkeit, folglich auch ein sehr lebhaftes Feuer, gegen den vorgehenden halben Zug richtete.

Hier ereignete sich nun folgender, höchst

eigenthümliche Vorfall: Der Schütze Brocke hatte seinen Ladestock verbogen, und war nicht mehr im Stande, die gepflasterte Kugel damit in den Büchsenlauf zu treiben, weil durch das anhaltende Feuern die Läufe ohnehin sehr verschleimt waren. Er bat also den Portepeefähnrich, ihm den seinigen zu leihen, was dieser — wiewohl ungern — that, weil Brocke ein guter Schütze war, und es Schade gewesen seyn würde, wenn er hätte feiern sollen. Brocke beging aber die Unvorsichtigkeit, den Ladestock zwischen das Gebälk in den Fluß fallen zu lassen. Zum Glück war jedoch das Wasser sehr klein, und der Ladestock blieb in dem trocknen Theile des Flußbettes im Sande stecken.

Höchst entrüstet über den unangenehmen Vorfall, fuhr der Portepeefähnrich den Schützen hart an. Er sprach von unerhörter Nachlässigkeit, von Mangel an Zuverlässigkeit, von Mangel an Ruhe und kaltem Blute vor dem Feinde, und was dergleichen bittere Reden mehr waren, die man ihm wahrlich in diesem Augenblicke nicht übel nehmen konnte.

Aber die harte Rede machte des Schützen ganzes Ehrgefühl rege. Er hörte sich von seinem Vorgesetzten in Gegenwart seiner Kameraden der Nachlässigkeit, des Mangels an Zuverlässigkeit beschuldigen, ja der Ausdruck: Mangel an kaltem Blute konnte wohl gar einen Vorwurf gegen seine Herzhaftigkeit enthalten. Alles dieses wirkte so betrübend, aber auch zugleich so heftig auf ihn ein, daß er auf der Stelle den Entschluß faßte, das Gegentheil durch die That zu beweisen. Denn ist das Ehrgefühl eines Soldaten angegriffen, so flammt auch der Wunsch in ihm auf, den Gegenbeweis augenblicklich zu führen, und je größer dabei die Gefahr, desto willkommener ist es ihm. — So auch Brocke.

„Sie haben Recht, Herr Fähnrich,“ — sagte er ernst — „es war sehr unvorsichtig von mir, Ihren Ladestock aus der Hand fallen zu lassen, allein — ich werde ihn Ihnen wiederholen!“ — Mit diesen Worten stand er auf, ging im ruhigen Schritt von der Brücke herunter, auf das trockene Flußbette bis zu der Stelle, wo der Ladestock steckte, zog ihn heraus,

wischte ihn rein ab, kehrte denselben Weg ganz gleichmüthig zurück, und überreichte ihn dem Portepeeführer kaltblütig und mit einem Gesichte, auf dem die höchste Seelenruhe sich malte. — Diesen Spaziergang machte Brocke im allerheftigsten feindlichen Feuer; er war der einzige aufrecht Stehende, der einzige umher Gehende, mithin waren alle feindlichen Flinten auf den willkommenen Zielpunkt gerichtet. Das Glück wollte ihm indessen wohl; er kam wohlbehalten wieder bei dem Zuge an, und legte sich ganz ruhig auf seiner vorigen Stelle nieder, als ob nicht das Geringste vorgefallen wäre, und mit der Ueberzeugung, daß nunmehr sein Vorgesetzter gewiß eine bessere Meinung von ihm haben werde.

Ein Soldat, von weniger Ehrgefühl befeelt, hätte vielleicht die harten Reden ruhig eingesteckt und es der Zeit überlassen, den Flecken wieder abzuwaschen, der in diesem Augenblicke auf ihm ruhte. Brocke aber hatte nicht nur feines, sondern auch richtiges Ehrgefühl. Das feine Ehrgefühl machte ihm selbst die leisesten Vorwürfe gegen seine Herz-

haftigkeit unerträglich, das richtige lehrte ihn, daß man keine Zeit verlieren müsse, um auch den kleinsten Schatten von Zweideutigkeit zu verbannen, den irgend eine Handlung auf die Ehre des Soldaten geworfen hat; ja daß es keinen besseren Zeitpunkt giebt, Vorgesetzte und Kameraden vom Gegentheil zu überzeugen, als wenn die Gefahr recht groß, recht augenscheinlich ist.

Wäre Brocke bei seinem Gange, um den Ladestock zu holen, erschossen worden, der wackre Portepeeführer und wir alle würden ihn zwar bedauern haben, aber er wäre nichts desto weniger in seinem Berufe gestorben. Denn seine Ehre aufrecht zu erhalten, keinen Flecken, und wäre er noch so gering, auf ihr zu dulden, keinen ehrenrührigen Vorwurf, und sei er auch noch so leise angedeutet, auf sich sitzen zu lassen — das alles gehört eben so gut zu dem Berufe eines wahren Soldaten, wie seine übrigen Pflichterfüllungen. Der Unterschied zwischen feurigem und mattem Ehrgefühl besteht noch darin, daß, wenn jenes beleidigt wird, der Gebränkte durch die That

das Gegentheil zu beweisen sich müht; dagegen derjenige, der nur mattes Ehrgefühl besitzt, gar oft zu bloßen Worten seine Zuflucht nimmt, und solche Leute pflegt man deshalb im gemeinen Leben Wort- oder Zungenhelden zu nennen.

Brocke war kein Wortheld. Er sprach wenig, und — handelte.

XXX. Platz da! es kommt eine Kugel!

Junge und unerfahrene Krieger, die noch wenigen Gefechten beiwohnten, pflegen zuweilen ängstlich auf das Gesause der Kanonenkugeln zu hören, oder versuchen wohl gar, ihnen aus dem Wege zu gehen, so fruchtlos übrigens diese Mühe ist, da eine Kanonenkugel gewöhnlich mit solcher Geschwindigkeit ankommt, daß an kein aus dem Wege gehen zu denken ist. Auch hier, wie in allen übrigen Verhältnissen des menschlichen Lebens, thut Gewohnheit das Beste, und ein Soldat, der viele und hitzige Gefechte mitgemacht hat, wird zuletzt ganz gleichgültig gegen das Getöse der Geschosse, und

hält es gar nicht einmal der Mühe werth, hinzublicken, wenn eine Kanonenkugel oder Granate irgendwo in die Erde schlägt.

Indessen hat man doch Beispiele, daß einzelne Soldaten, durch einen raschen Seitensprung der Gefahr entronnen sind, von einer Kanonenkugel getroffen zu werden; allein immer nur dann, wenn die Kugel langsam und hüpfend ankam, was man auch wohl rikoschetiren nennt, weshalb auch dergleichen Schüsse Rikoschett- oder Schleuderschüsse heißen. Ein solches Beispiel liefert die nachfolgende Erzählung.

In der Schlacht von Groß-Görschen hatte das Kolbergische Infanterie-Regiment bereits mehrere Stunden im heftigsten Kanonenfeuer gestanden und erhielt endlich den Befehl, zurück zu marschiren. Dieser Rückzug geschah mit der gewohnten Preussischen Ordnung und Schritt für Schritt, wie es einem braven Regimente zukommt. Darum ist auch ein wohlgeordneter Rückzug keine Schande für brave Truppen, wohl aber ein übereilter, der nicht selten in schimpfliche Flucht auszuarten droht. —

Die Franzosen folgten dem Regimente auf dem Fuße mit dem Ausrufe: „La victoire à nous!“ — zu Deutsch: der Sieg ist unser. — Sie vom Gegentheile zu überzeugen, machte das Regiment mehreremale Front und wies die zudringlichen Feinde wieder zurück. Dabei litt die Tirailleur-Division ungemein von dem Feuer des feindlichen Geschützes.

Die braven Pommern waren jedoch bereits so gleichgültig gegen die Gefahr geworden, daß sie sich wenig mehr um die anhöpfenden Kanonenkugeln kümmerten, und ruhig zur Seite traten, wenn eine derselben in die Linie hineinhüpfte; die feindliche Batterie stand ziemlich fern, und schoß mit Rifoschetttschüssen, daher war hier das Ausweichen möglich.

Eben als die Tirailleurlinie wieder Front gemacht hatte, gewahrte der Schütze Peter Sblitz vom ersten Bataillon eine auf sich und seinen Hintermann, Namens Zeugmann, loshöpfende Kanonenkugel. Er faßt diesen bei der Hand, thut einen Schritt rechts und ruft ihm dabei zu: „Platz da! es kommt 'ne Kugel!“ — Verdrießlich über diese gewiß

gutgemeinte freundschaftliche Erinnerung des Kameraden, reißt Zeugmann seine Hand mit den Worten los: „I was! Laß mich zufrieden!“ — Aber des Iblitz gute Absicht war bereits erreicht; denn in dem Augenblick, als Zeugmann seine Hand, um sie loszureißen, in die Höhe schnellt, fährt die Kanonenkugel ihm unter dem Arme durch und dicht hinter ihm in die Erde. Zeugmann erhielt zwar demungeachtet eine starke Kontusion und mußte zwei Monate im Lazareth zubringen; indessen ohne den raschen Handgriff seines Kameraden wäre sein rechter Arm zerschmettert gewesen, und er Zeit seines Lebens ein Krüppel geworden.

XXXI. Ein rühmlicher Charakterzug.

In einer der vorigen Erzählungen — S. 130 — habe ich Euch, meine Freunde, mit einem braven Mann, dem Füselier Seeger des Kolbergischen Infanterieregiments, bereits bekannt gemacht, und will Euch hier nachträglich noch

einen Charakterzug von ihm erzählen, der ihm zur großen Ehre gereicht.

Der wackre Seeger hatte das Unglück, daß ihm in der Schlacht bei Groß-Görschen die untere Kinnlade durch eine Kanonenkugel weggeschossen wurde. Glaubt Ihr, daß diese gewiß starke Verletzung ihn veranlassen konnte, den fernern Kriegsdienst aufzugeben? Keineswegs. — Nach seiner Genesung stellte er sich frohen Muthes wieder bei der Fahne ein, und als der Kommandeur ihm zu bedenken gab, daß er jetzt nicht mehr im Stande sei, die Patrone abzubeißen, erwiederte er treuherzig, daß er demungeachtet darum nicht weniger schießen würde, als jeder Andre; auch daß er das, was er nicht mit den Zähnen zu leisten im Stande wäre, durch Hülfe seiner gesunden Finger vollbringen würde.

So blieb er beim Regiment und wohnte allen späteren Feldzügen bei. Den ihm angebotenen Civil-Versorgungs-Schein nahm er nur für den Fall an, daß er im Kriege so unfähig werden sollte, um sich dereinst mit seiner Rahnschifferei — denn das war sein frü-

heres Gewerbe gewesen — nicht mehr ernähren zu können. Dann erst, und nicht eher würde er von der Königlichen Gnade Gebrauch machen.

Möchte doch jeder Soldat, der sich allzusehr nach einer Versorgung drängt, an dem wackern Seeger ein Beispiel nehmen!

XXXII. Der abgeschnittene, und doch brave Schütze.

Es giebt ein Wort in der Kriegssprache, das ich gern verbannt haben möchte, wenn es nicht leider schon zu stark um sich gegriffen hätte; es ist das Wort: abgeschnitten seyn. — Der Ausruf: Wir sind abgeschnitten! kostete schon manchem guten Soldaten Leben und Freiheit, weil er sich zu blind der Furcht vor einer damit scheinbar verknüpften Gefahr hingab und darüber den Kopf verlor. — Wer Euch in den Rücken gegangen ist, dem seid Ihr wieder im Rücken, wenn Ihr Front nach ihm macht; wer Euch zu umgehen droht, den könnt Ihr auf die leichteste

Weise wieder umgehen; und endlich: wer Euch abgeschnitten hat, ist ebenfalls von Euch abgeschnitten, wenn Ihr Besonnenheit genug habt, ihm dreist auf den Leib zu rücken. Diese drei Wahrheiten sollte jeder junge Soldat wohl beherzigen, damit die lächerliche Furcht vor dem sogenannten „abgeschnitten seyn“ nach und nach ganz ausgerottet werde. — Allein es ist nicht immer der Einzelne, auf den das verdächtige Wort nachtheilig wirkt, — auch ganze Trupps haben sich zuweilen von ihm einschüchtern und zu unkriegerischen Handlungen verleiten lassen. Ich kenne eine Armee, bei der jener Ausruf in so üblem Gebrauch ist, daß er allein oft hinreichend war, ganze Kompagnien zum Niederlegen ihrer Waffen zu bewegen.

Desto eifriger soll man alle Beispiele vom Gegentheil sammeln, weil dies der beste Weg ist, gegen das eingewurzelte Vorurtheil anzukämpfen. Die folgende Erzählung liefert Euch ein solches.

Nach der Schlacht von Groß-Görschen bildete das Schlesische Schützenbataillon am 5.

Mai 1813 die Arriergarde, und kam bei Lausig in Sachsen an. Es wurde eine Patrouille abgeschickt, zu deren Spitze der Schütze Gottlieb Fiebig I. ernannt war. (Ob er mit dem Euch aus der Erzählung S. 105 bekannten verwandt ist, konnte mir der Berichterstat-ter nicht sagen). — Das buschige und hügl-liche Terrain erlaubte nicht, weit um sich zu sehen, und gab dem Feinde Gelegenheit, der Patrouille in den Rücken zu gehen. Der Haupttrupp gewahrte es noch zu rechter Zeit, so daß es ihm gelang, unangefochten zur Kom-panie zurückzukommen. Fiebig aber, der — wie schon bemerkt — die Spitze hatte, konnte nicht so schnell zurück, war also, wie man zu sagen pflegt, abgeschnitten. — Fiebig war allein, die Anzahl seiner Feinde ihm vielfach überlegen. Wer würde es ihm verargt haben, wenn er seine Büchse wegge-worfen und sich gefangen gegeben hätte? Man-cher würde hier antworten: Niemand! Ihr aber, meine Freunde, habt richtigere Ansichten von den Dienstpflichten eines Soldaten, folg-lich werdet Ihr mit mir antworten: Jeder

würde es ihm verargt haben, der Besonnenheit und Muth zu den unentbehrlichsten Eigenschaften eines guten Soldaten zählt. Fiebig besaß beide Eigenschaften, und seine Handlungsweise rechtfertigt meine Behauptung.

Er übersah seine Lage und faßte schnellen Entschluß; — schoß seine Büchse in den feindlichen Trupp ab, und hatte das Glück zwei davon zu verwunden; der Feind stutzte und glaubte sich in den Rücken genommen. Fiebig benutzte diesen Irrthum und brach mit einem Hurrah auf ihn ein. Der Trupp stob auseinander und ergriff die Flucht, viere der Verzagtesten aber warfen die Gewehre weg und baten um Pardon. Fiebig gewährte ihnen denselben und machte sie zu Gefangenen.

Er suchte nun die Compagnie wieder zu erreichen; allein diese hatte sich bereits abgezogen. Bei den versprengten Feinden war die verloren gegangene Besonnenheit auch wieder zurückgekehrt, sie folgten ihm von weitem nach und schossen tüchtig hinter ihm her.

Da traf eine Flintenkugel sein Knie, allein die Geistesgegenwart verließ ihn demungeach-

tet nicht. Hätte er es sich gegen seine Gefangenen merken lassen, daß er verwundet war, so würden sie wahrscheinlich über ihn hergefallen seyn und ihn zu Boden geworfen haben. Er verbiß also seinen Schmerz, und that, als ob nichts vorgefallen wäre. Indessen sah er bald ein, daß es ihm an Kräften fehlen würde, die Gefangenen weiter zu transportiren; er beschloß also, den Großmüthigen zu spielen und den Gefangenen die Freiheit zu schenken, was diese auch dankbar annahmen und zu ihrem Trupp zurückeilten. — Jetzt bot Fiebig die letzten Kräfte auf, seine Compagnie zu erreichen; allein vergebens. Er brachte sich noch bis hinter einen kleinen Busch, wo er niedersank.

Hier sah er die Unmöglichkeit, gerettet zu werden, ein. Doch auch diese Ueberzeugung konnte seinen Muth nicht erschüttern; er entschloß sich, sein Schicksal in Ergebung zu erwarten, vorher aber dem Feinde noch so viel Abbruch als möglich zu thun und die Munition, die er bei sich hatte, tapfer zu verschießen.

Natürlich konnte es nicht fehlen, daß er

bald entdeckt wurde. Schuß auf Schuß sahen die Feinde einen der Ihrigen verwundet, spürten nach, wo die Schüsse herkamen und fanden endlich den wackern Fiebig blutend hinter dem Strauch. Sie stürmten auf eine unbarmherzige Weise auf ihn ein, mißhandelten ihn trotz seiner hülflosen Lage, und führten ihn endlich im Triumph als Gefangenen mit sich fort.

Das Glück hatte die rühmliche That des braven Mannes nicht krönen wollen; dies schmälert aber das Verdienstliche derselben keinesweges. Man hat Unrecht, den Werth einer That nur nach dem Erfolge zu beurtheilen; nicht der gute oder schlechte Erfolg, sondern die gute oder schlechte Absicht, die Beharrlichkeit, Besonnenheit und Geistesgegenwart, mit der sie vollführt wird, können allein ihren Werth bestimmen, und in dieser Hinsicht wird keiner von Euch dem tapfern Fiebig seine Bewunderung versagen wollen.

Wenn nur jeder, ohne Ausnahme, er befinde sich an der Spitze einer Patrouille oder einer größern Abtheilung, im Sinne von der

Handlungsweise Fiebigs verfahren möchte, wenn er sich vom Feinde abgeschnitten sieht; es würde manchmal um die Kriegführung besser stehen.

XXXIII. Die tapfern Jäger und Soldaten des Leib-Regiments.

Die Schlacht an der Katzbach war von Seiten der Preussischen Truppen auf das glänzendste und siegreichste gewonnen worden. Die Armee verfolgte ihren Sieg mit erneuter hoher Begeisterung.

So geschah es, daß die damalige siebente Brigade vor den Thoren der Stadt Bunzlau ankam, und zwar auf dem Wege von Gnadenberg. Die Stadt selbst befand sich noch im Besitz des Feindes, und seine Tirailleurs hatten außerdem die äußere Vorstadt besetzt.

Die Stadt liegt am Boberflusse, und der Feind mußte, wenn er sich zurückziehen wollte, diesen Fluß passiren. Um ihn nun daran zu hindern, erhielt ein Kavallerieregiment und ein Bataillon Infanterie den Befehl, die Stadt

in ihrer linken Seite zu umgehen. Zur Unterstützung von dieser Abtheilung waren wiederum die beiden Jägerdetaschements und die Tirailleurs des Füsilierbataillons des Leib-Infanterieregiments bestimmt. — Zeit war hier nicht zu verlieren, wenn man noch etwas vom Feinde habhaft werden wollte; die Jäger und Tirailleurs folgten daher der Kavallerie im vollen Trabe, und gelangten bald an das Ufer. Hier führen drei hinter einander liegende Brücken auf die andre Seite des Flusses hinüber, von denen der Feind — der in wilder Hast die Stadt verlassen hatte, als er sich umgangen sah — zwei in Brand steckte, eine Maaßregel, die selten ihre Wirkung verfehlt, und oft den kühnsten Verfolger zwingen kann, sein Vorhaben aufzugeben.

Aber die Preussischen Truppen ließen sich so leicht nicht dazu bringen, ihren Plan aufzugeben, wie denn überhaupt die Ausdauer bei kriegerischen Gelegenheiten eine vortreffliche Eigenschaft des Soldaten ist; ohne diese Ausdauer scheitern oft die besten Entwürfe der geschicktesten Anführer. — Hier kann noch

der Umstand dazu, daß keine Minute verloren gehen durfte, weil der Brand noch nicht sehr überhand genommen hatte, und man so eben noch die beiden ersten Brücken passiren konnte; überdies es darauf ankam, alle drei zu retten. Ohne also lange auf weitere Befehle zu warten, drangen die Jäger mit einem kräftigen Hurrah! über beide brennende Brücken; unter ihren Füßen schlugen die lodernden Flammen empor, von allen Seiten flogen feindliche Kugeln auf sie ein, allein weder das Eine noch das Andere vermochte ihren Gang zu hemmen. Unaufhaltsam drangen sie vorwärts, und in wenigen Augenblicken hatten sie die Brücken gewonnen. — Jetzt standen sie vor der dritten und letzten Brücke; hier aber hatte der Feind ein Bataillon Infanterie zur Vertheidigung aufgestellt.

Das Häuflein der Jäger war nur klein; ihre Büchsen haben bekanntlich keine Bajonette, der Feind war ihnen wohl dreimal überlegen. Meint Ihr, sie hätten sich durch diese Schwierigkeiten abschrecken lassen? — Nein! Mit keinem andern Angriffswerkzeuge verse-

hen, schlugen sie mit ihren Büchsenkolben tapfer auf den Feind ein, und warfen ihn glücklich über die letzte Brücke hinüber. — Hier zeigte sich der Vortheil des Bajonets, oder vielmehr der Nachtheil seines Mangels, recht deutlich. Ueberzeugt von der Vorzüglichkeit dieser Waffe, der in der Hand eines tapfern Preußen kein Feind zu widerstehen vermag, hingen die Jäger eiligst ihre Büchsen über die Schulter, rafften die Gewehre der erschlagenen Feinde von der Erde auf, und brachen damit in den dichten Haufen der Weichenden ein. — Was sie vom Feinde noch auf der Brücke antrafen, stießen sie nieder, wer Widerstand leistete, wurde über den Haufen gerannt oder ins Wasser gestürzt; dies Schicksal traf unter andern einen feindlichen Stabsoffizier, mit sammt seinem Pferde, und noch zwei andere Offiziere; ein vierter Offizier, der schon durch einen Hirschfängerstich verwundet war, suchte sein Leben dadurch zu retten, daß er auf dem Brückengeländer umher kletterte u. s. w. — Ihr könnt Euch denken, wie groß die Verwirrung war.

Jäger und Tirailleurs ließen den Feind nicht zur Besinnung kommen. Ihr habt gewiß schon das alte Sprichwort gehört: Man soll dem Feinde goldene Brücken bauen, was nämlich so viel sagen will, als: man soll ihn ruhig laufen lassen, wenn er flieht. Dies ist zwar ein altes, aber nichts desto weniger schlechtes Sprichwort, was vor alten Zeiten Mode sehn mochte, für unsere jetzige Art, den Krieg zu führen, aber nichts mehr taugt. Denn wenn Ihr heute entwischen laßt, der kommt morgen vielleicht schon wieder, Euch von neuem zu schaffen zu machen; darum frisch mit dem Bajonete dem Feind in den Rippen gefessen, es ist in solchen Augenblicken, wie man zu sagen pflegt, ein Abmachen; — im Kriege muß man nichts auf morgen verschieben.

Diesen Grundsätzen treu, begnügten sich die Jäger und Tirailleurs nicht damit, den Feind über den Fluß geworfen zu haben, vielmehr jagten sie ihn über das Feld in das nächste Dorf, und von da wieder hinaus ins Freie.

Der Anführer dieser braven Abtheilung

— und wie viel auf die gute Anführung ankommt, wißt Ihr ja — war der heldenmüthige Lieutenant von Uklansky. Leider lebt er nicht mehr in unserer Mitte; der 18. Oktober 1813, der auf den Feldern von Leipzig so manchen wackern Sohn des Vaterlandes hinwegraffte, riß auch ihn aus den Reihen seiner tapfern Gefährten; er starb den schönsten Tod, den Tod auf dem Bette der Ehre.

Obzwar es sehr schwer ist, in einem Gefechte, wie das Euch hier erzählte, sagen und bestimmen zu können, wer der Bravste war, weil Alle ihre Pflicht in hohem Grade erfüllten, und Jeder nach der Ehre rang, der Vorderste zu seyn, so haben sich doch nach dem eigenen Urtheile des tapfern Anführers: der Feldwebel Kühne, die Oberjäger John und Claren, und die Jäger Doniges, Dorn, Sahn und Meister dabei besonders ausgezeichnet.

Nicht war, meine Freunde, diese Erzählung hat Euch Freude gemacht? Aber sie ist noch nicht zu Ende. — Der Feind glaubte noch einmal den Versuch wagen zu müssen,

Alles daran zu setzen, um wenigstens die letzte Brücke wo möglich abzubrennen. Bis zu einer ganzen Division verstärkt, kam er von neuem wieder und drang in das Dorf ein, durch welches seine Flüchtigen so eben gejagt worden waren.

Jäger und Tirailleurs mußten machen, daß sie die rückwärts gelegenen Brücken wieder erreichten, wenn sie nicht von der Uebermacht erdrückt werden wollten. Dabei geriethen sie obenein in ein heftiges Kartätschenfeuer, das manchen von ihnen zu Boden streckte.

So schien die ganze heldenmüthige Arbeit umsonst gethan, und das, was mit so vieler Tapferkeit und mit so vielem Blute erkauft worden war, in einem einzigen Augenblicke wieder verloren zu gehen. Aber der Kriegsgott, der allen braven Soldaten hold und gewärtig ist, gab das nicht zu.

Schon hatte das Regiment selbst die Stadt Bunzlau besetzt, und Hülfe strömte von dort her nach vorne. — Indessen konnte im ersten Augenblick der Feind doch nicht verhindert werden, die vorderste große Brücke in Brand

zu stecken. Er zog sich zwar etwas zurück, allein das Gefecht nahm eine andre Wendung, d. h. es löste sich in ein Kleingewehrfeuer von beiden Seiten auf, das von beiden Ufern herüber und hinüber wüthete. Die 7. und 8. Compagnie waren dabei die vordersten.

Da brachten ungeheissen zwei Tambours einen großen Balken angeschleppt, gingen — das feindliche sehr heftige Feuer verachtend — auf die brennende Brücke, legten den Balken mit Unererschrockenheit über den Brand, und singen nun an Sturmschritt zu schlagen.

Der wohlbekanntte Ruf ward von dem tapfern Leibregiment nicht überhört, mehr noch wirkte vielleicht das außerordentliche Beispiel; so griff Alles nach Holz und anderem Baumaterial, und in Kurzem war der Brand gelöscht und die Brücke im Angesicht des staunenden Feindes hergestellt. Daß der Feind nunmehr dem Andrang des braven Leibregiments nicht länger widerstehen konnte, brauche ich Euch wohl nicht erst zu versichern. — Aber leider ist der Rest dieser Erzählung nicht ohne Trauer. Der eine von den kühnen und beherzten Tam-

bours starb den Heldentod, als er noch im Sturmschrittschlagen begriffen auf der brennenden Brücke stand; er hieß Fröhlich und war aus Angermünde gebürtig. Der andre heißt Stachow, aus Halle gebürtig, und stand noch vor einigen Jahren in der 8. Compagnie des Leibinfanterie-Regiments. Er trägt durch die Gnade des Königs das eiserne Kreuz als wohlverdientes Ehrenzeichen für seine besonnene und wahrhaft unerschrockne That.

XXXIV. Wer nur Lust hat sich zu wehren, dem ist jede Waffe gleich willkommen.

Oft schon hörte man Jäger und Schützen sich beklagen, daß die Natur ihrer Waffe, die Büchse, es nicht erlaubt, ein Bajonet daran anbringen zu können. Wahr ist es, der Grenadier, Musketier oder Füselier hat in dieser Beziehung einen Vorzug vor dem Jäger oder Schützen voraus, und sein unter allen Verhältnissen auf dem Gewehre befindliches Bajonet setzt ihn auch zu allen Zeiten in den

Stand, sich desselben als Stoßwaffe bedienen zu können, dagegen der Jäger oder Schütze nothwendig erst Zeit haben muß, den Hirschfänger auf seine Büchse zu pflanzen, ehe er von ihm zur Abwehrung und im Handgemenge Gebrauch machen kann; diese Zeit vergönnt ihm jedoch sein Feind nicht immer, und außerdem wird ein aufgesteckter Hirschfänger niemals das leisten können, was ein Bajonet zu leisten vermag, weil die Art, wie er auf der Büchse befestigt ist, nicht so fest und haltbar seyn kann, als dies mit dem Bajonet der Fall ist. — Deshalb sind auch die Jäger und Schützen weniger für das Angriffs- als für das Vertheidigungs-Gefecht geeignet, in diesem letztern aber spielen sie dagegen eine sehr wichtige Rolle; ja die erfahrensten Soldaten nennen die Büchse, in der Hand eines geschickten, kaltblütigen und braven Schützen, die gefährlichste Waffe von allen, die seit Erfindung des Schießpulvers im Gebrauch waren.

Allein trotz dieses Nachtheils, der aus dem Mangel eines Bajonets entspringt, darf ein tapfrer Schütze nicht gleich verzagen, wenn er

sich im Gefecht im Handgemenge begriffen sieht; er soll sich dann an den Wahlspruch erinnern, der dieser Erzählung zur Ueberschrift dient; und zum Beweise der Wahrheit desselben theile ich Euch hier einen Vorfall mit, den ein Schütze im Feldzuge von 1813 erlebt hat.

Es war am Schlachttage von Leipzig, am 16. Oktober, als von dem Schlesischen Schützen-Bataillon eine Patrouille abgesendet wurde, wobei sich unter andern auch der Schütz Daniel Vorweg befand. Schon hatte die Patrouille ihren Auftrag erfüllt, schon war sie im Begriff, zu ihrer Kompagnie zurückzukehren, als sie von einer feindlichen Kavallerie-Abtheilung ereilt und eingeholt ward. Bei dieser Gelegenheit fielen zwei Reiter über den Schützen Vorweg her, und setzten ihm so hitzig zu, daß er weder zum Wiederladen seiner Büchse, noch zum Aufstecken seines Hirschfängers kommen konnte. — Sein Entschluß war auf der Stelle gefaßt.

Er kehrte seine Büchse um und erwartete festen Fußes den Anrann seiner Feinde. In

dem Augenblicke, als der eine ihn ereilt zu haben vermeinte und schon den Säbel gehoben hatte, um ihn nieder zu hauen, sprang Borwerg schnell und gewandt zur Seite, holte aus und ließ die Kolbe der Büchse so gewichtig auf das Knie seines Gegners fallen, daß es ihm das Bein auf dem Sattel entzweischlug. Der Kavallerist stürzte ohnmächtig vom Pferde, und auf den andern machte der Vorgang einen solchen Eindruck, daß er einen Augenblick regungslos da stand; Borwerg benutzte diese kurze Frist auf das Beste, d. h. er steckte den Hirschfänger auf, und setzte sich so in Verfassung, es auch mit dem zweiten aufnehmen zu können.

Bald hatte sich der zweite Kavallerist von seinem Erstaunen erholt und rannte auf den Schützen ein. Dieser empfing ihn mit vorgehaltenem Hirschfänger, und durch eine geschickte Wendung gelang es ihm, auch diesen zweiten schwer zu verwunden.

Beide Feinde waren nunmehr außer Gefecht gesetzt, und ergaben sich dem kühnen Schützen als Gefangene. Zum Lohne seiner

Tapferkeit machte er von beiden eine ansehnliche Beute, die nach den Kriegsgesetzen ihm als Eigenthum zufiel.

Aus dieser kleinen Erzählung könnt Ihr, meine lieben Waffenbrüder, die Ihr die Ehre habt, unter den Jägern und Schützen des Preussischen Heeres zu dienen, mancherlei lernen. Auf Vieles habe ich Euch bereits in der Einleitung aufmerksam gemacht; jetzt glaube ich Euch noch Folgendes bemerkbar machen zu müssen.

So unbezweifelt wahr es ist, daß das Heranbrausen der Kavallerie auf Infanterie etwas ungewöhnlich Schreckbares hat, so darf doch der einzelne Infanterist den einzelnen Kavalleristen keinesweges fürchten. Im Gegentheil, hier steht der erstere im Vortheil gegen den letztern. Denn, wie gewandt ein Reiter auch seyn mag, seine Gewandtheit ist immer von der seines Pferdes abhängig. Die Gewandtheit des Pferdes vermindert sich aber ansehnlich mit den Beschwernissen, die er bereits zu erdulden hatte; und da anzunehmen ist, daß fast keine Reiterei stets frisch und unfatiguirt

an den Feind gelangt, so ist hieraus erklärlich, warum die Pferde in solchen Fällen nicht diejenige Raschheit und Gewandtheit zeigen, wie wir sie auf der Reitbahn bei ihnen wahrnehmen. Der Infanterist aber, und selbst wenn er ermüdet ist, verliert niemals in dem Maaße die Herrschaft über seinen Körper, als der Reiter sie über sein ermüdetes Pferd verliert. — Ein einziger fecker Seitensprung bringt ihn in Vortheil; der Reiter rauscht an ihm vorüber, und der Fußgänger nimmt den Zeitpunkt wahr, wo er seinem berittenen Feinde einen Streich versetzen kann. Dazu kommt, daß ein Pferd nur ungern auf einen feststehenden Gegenstand losrennt, mithin hat der Reiter noch außerdem mit der natürlichen Widersetzlichkeit des Thiers zu kämpfen.

Das Bajonet kann viel zum Siege des Infanteristen über den Kavalleristen beitragen, allein nicht alles. Viel sichrer ist in allen Fällen der Schuß; aber wenn der Infanterist den Schuß bereits weggegeben hat, und der Reiter läßt ihm wirklich keine Zeit, von neuem zu laden, so wird er dennoch die Oberhand

behalten, wenn er die Geistesgegenwart nicht verliert, und überdies ein kräftiger und gewandter Mensch ist. — Dies lehrt Euch die vorstehende Erzählung und das Beispiel des wackern Borwerg.

Vergönnt mir, meine Freunde, Euch bei dieser Gelegenheit eine Anekdote aus dem siebenjährigen Kriege mitzutheilen, die hier nicht am unrechten Orte stehen wird. — In einer Schlacht dieses Krieges — wenn ich nicht irre, war es bei Prag — wurde ein Hautboist von seinen übrigen Kameraden getrennt und von zwei Oestreichischen Reitern verfolgt. Der arme Hautboist hatte nichts, womit er sich zur Wehre setzen konnte, als sein Fagott; allein Noth macht erfinderisch. So wie die feindlichen Reiter auf ihn ansetzten, blieb er stehen, legte das Fagott an den Kopf, gerade wie man ein Gewehr zum Anschlag anlegt. Der obere Theil des Instruments war mit blankem Messing beschlagen, und die feindlichen Reiter sahen es in ihrem Irrthum für einen sogenannten Musketendonner an, — eine Art Gewehr mit trichterförmiger Mündung, wie sie damals hin

und wieder noch im Gebrauch war. Sie stutzten und ließen ab; der Hautboist that, als ob er den Hahn in Ruhe setzte, und trat seinen Rückzug an. Von neuem machten die Reiter Jagd auf ihn, aber so oft sie ihm nahe genug gekommen waren, wiederholte er das nämliche Manöver, bis er endlich auf einen Preussischen Füselier stieß, der ihm die Zubringlichen vertreiben half. — So bewirkte hier die bloße Furcht vor dem Schusse die Rettung des unverzagten Hautboisten.

Ihr seht, lieben Freunde, daß unter den vielen Gefahren im Kriege auch manche zuweilen in der Einbildung bestehn. Wären die östreichischen Reiter herzhaft heran geritten, so würden sie ihren Irrthum entdeckt und sich dessen geschämt haben. So aber hielt eine lächerliche Furcht sie in der Ferne, sie konnten die Waffe ihres Gegners deshalb nicht genau untersuchen und mußten endlich mit Schimpf und Schande abziehen.

Ein Soldat soll darum der Gefahr, sie sei eine wirkliche oder scheinbare, unter allen Umständen dreist in's Auge schauen; er wird je-

desmal finden, daß sie von weitem größer aus-
sieht, als in der Nähe. Hat er sich aber von
einem Phantom schrecken lassen, so verdient er
das Schicksal der beiden oben erwähnten Reiter,
d. h. — tüchtig ausgelacht zu werden.

XXXV. Die unerschrocknen Musketiere.

Es ist eine allgemeine Erfahrung, daß der
Soldat weit leichter mit den Gefahren ver-
traut wird, die der Natur der Sache nach an
die Waffe oder Truppengattung geknüpft sind,
in der er dient, als mit Gefahren anderer
ihm weniger bekannter Art, selbst wenn die
letzteren sogar geringer wären. So z. B. sieht
man gewöhnlich die Artilleristen weit dreister
mit Schießpulver handthieren, als Andere, die
mit diesem gefährlichen Stoffe nicht so häufig
zu thun haben. Die Ursache davon liegt ein-
zig und allein in der Gewohnheit, die uns
Menschen so mächtig beherrscht.

Aus diesem nämlichen Grunde hat auch
der Belagerungskrieg etwas Abschreckendes für

den Infanteristen; der Dienst, dem er dabei vorstehen muß, ist ihm fremd, und in Allem, was dem Menschen fremd ist, fühlt er sich unbehaglich. Er zieht es vor, in offner Feldschlacht dem Feinde mit dem Bajonet auf den Leib zu gehen, als Tag und Nacht hinter Erdwällen, die man Laufgräben nennt, zu liegen, und sich mit einem Feinde herumzuschießen, der — ebenfalls hinter Wall und Mauern — kaum von ihm gesehen und auf's Korn genommen werden kann. Daran ist lediglich die Ungewohnheit und das Fremdartige dieses Dienstes schuld; denn was die Gefahr anlangt, so ist sie um nichts größer, vielmehr noch geringer, als im freien Felde. Denn ein Bataillon, das eine ganze Belagerung mitgemacht hat, verliert oft nicht den dritten Theil der Leute, die ihm ein einziges hartnäckiges Tirailleurgefecht gekostet haben würde.

Desto rühmlicher ist es nun, wenn der Soldat auch in dieser Art von Krieg sich seiner Pflicht gemäß und zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten bewährt finden läßt. Im Be-

lagerungskriege werden, außer der Tapferkeit — die jedem Soldaten, er fechte wo er wolle, eigen sein muß — hauptsächlich Ausdauer in Ertragung von Beschwerden jeder Art, und Hingebung in Erduldung von Noth und Mangel von ihm verlangt. — Die Preussischen Truppen haben in dem Belagerungskriege von 1815 auch darin sich rühmlich ausgezeichnet. Sechs feindliche Festungen haben ihnen in dem kurzen Zeitraume von wenigen Monden ihre Thore öffnen müssen, und die Lorbeeren, welche sich das damalige II. Preussische Armeekorps, unter der heldenmüthigen Anführung Sr. Königl. Hoheit des Prinzen August, errang, werden niemals verwelfen.

Aus der Geschichte einer dieser Belagerungen will ich Euch jetzt eine lehrreiche Erzählung mittheilen.

Das II. Armeekorps stand nämlich vor der französischen Festung Maubeuge. Diese Festung liegt am Sambresflusse, und hat außer mehrern andern Werken noch fünf Bastione. Eins davon heißt das Bastion Falize, und gegen dasselbe war eine sogenannte Demon-

tirbatterie errichtet, d. h. eine Batterie, deren Geschütze bestimmt sind, die feindlichen zu Schanden zu schießen und zum Schweigen zu bringen. — Hinter einer solchen Batterie steht gewöhnlich eine starke Abtheilung von Infanterie aufgestellt. Hier hatte das damalige Schlesiſche Infanterie-Regiment Nr. 22. diesen Auftrag.

Gegen zwanzig Geschütze aus der Festung beantworteten das Feuer dieser Batterie, und da die Entfernung nur etwa 7 bis 800 Schritt betrug, so konnte es nicht fehlen, daß sowohl die Artillerie-Mannschaft als auch die Infanterie in kurzer Zeit nicht nur eine Menge Leute verlor, sondern daß auch die Faschinen und Schanzkörbe, aus denen die Batterie erbaut war, bald in Trümmer gingen.

Es kam nun darauf an, den Schaden wieder herzustellen, die zerschossenen Schießscharten auszubessern, die zertrümmerten Faschinen wegzuräumen und neue an deren Stelle anzunageln. Aber diese Arbeit ist allerdings mit großer Gefahr verknüpft, denn während die Leute damit beschäftigt sind, kann das eigene

Geschütz nicht feuern, mithin hat das feindliche doppelte Freiheit zu spielen. Indessen wuchs die Noth mit jeder Minute, und man konnte, wenn nicht schnelle Hülfe geleistet wurde, die gänzliche Zerstörung der Batterie voraussehen.

Da sprangen mehrere Musketiere des genannten Regiments entschlossen auf die Batterie hinauf, rissen die zertrümmerten Schanzkörbe heraus, ließen sich neue reichen und nagelten diese fest. Ihrem Beispiele folgten bald andere, und so gelang es mit Hülfe der eben so unerschrockenen Artillerie-Mannschaft, die zerschossene Schießscharte wieder herzustellen, und das Geschütz vor der gänzlichen Zerstörung zu retten. Der Feind war nicht müßig, sondern machte vielmehr ein heftiges Kanonen- und Kartätschenfeuer auf die arbeitenden Leute, aber die Unerschrockenheit dieser Braven siegte, und kaum war die Batterie wieder in Ordnung, als auch die Artilleristen auf's neue ihre Feuereschlünde in Thätigkeit setzten, und Tod und Zerstörung in das feindliche Bastion hineinschleuderten.

Ohne das muthvolle und unerschrockne Benehmen jener braven Musketiere würde es ihnen schwerlich gelungen sehn.

XXXVI. Keckheit steht dem Soldaten mitunter wohl an.

Man pflegt zu sagen: Womit man umgeht, das klebt einem an! Dieses Sprichwort stützt sich auf eine alte Wahrheit, nämlich: daß der Mensch ein Sklave der Gewohnheit ist, und sich nach und nach an Alles gewöhnen kann. — Nun geht der Soldat im Kriege täglich mit Gefahren aller Art um, es ist also sehr natürlich, daß ihm die Gefahr zuletzt gleichgültig wird, oder vielmehr, daß er sich daran gewöhnt; grade wie z. B. der Artillerist aus Gewohnheit zuletzt mit dem Schießpulver umgeht, wie der Bauer mit dem Korne. Dadurch erzeugt sich das, was man im gemeinen Leben Keckheit nennt. Keckheit müßt Ihr von Dreistigkeit unterscheiden. Der bloß dreiste Mensch schaut zwar der Gefahr muthig und

unverzagt in's Auge, allein der kecke spielt mit ihr, ja er sucht sie zuweilen sogar auf. —

Nun giebt es ein anderes Sprichwort: Wer sich in Gefahr giebt, kommt darin um! Das mag sich für Bürger und Bauern passen, — für Soldaten aber paßt es nicht; wenigstens werden diejenigen Soldaten, welche dieses Sprichwort gar zu sehr beherzigen, niemals große Dinge vor dem Feinde ausrichten. — Ein wenig Keckheit schießt sich wohl für einen Krieger, besonders für den jungen, und es ist besser, daß sein rasches und feuriges Blut ihn mitunter zu kühnen Thaten hinreißt, als daß er allzu kalt und bedächtig abwägt, ob er auch dabei nicht zu Schaden kommen kann; wobei sich allerdings von selbst versteht, daß die Keckheit ihn nicht zu Unbesonnenheiten verleiten darf. Ist dies Letztere der Fall, so artet die Keckheit in Tollkühnheit aus, und diese Eigenschaft taugt nicht für den Soldaten, weil sie oft mit der Vernunft und der Besonnenheit davon läuft, während die Keckheit der Stimme von beiden noch Gehör giebt.

Ein Vortheil, der aus der Keckheit ent-

springt, ist der, daß sie gar wundersam als Beispiel auf die Schwachen wirkt. Wer einen Soldaten kock handeln sieht, und sich's selbst eingestehen muß, daß er nicht den Muth hätte, es jenem nachzuthun, schämt sich innerlich und fühlt sich zur Racheiferung gereizt. — Ferner erzeugt die Kockheit Achtung beim Feinde, und darin besteht ihr zweiter Vortheil. Genug, mit kocken Soldaten läßt sich alles Mögliche im Kriege anstellen und ausführen, während die allzubedächtigen oft den schönsten Augenblick durch Abwägen und Ueberlegen ent schlüpfen lassen. Nur wiederhole ich: die Kockheit darf niemals Meister der Besonnenheit werden.

Ich will Euch zwei Beispiele von militairischer Kockheit erzählen.

Im Anfang des Jahres 1814 blokirten wir die Festung Luxemburg, die sich damals noch in französischen Händen befand. Die Feldwachen wurden so nahe als möglich an die Festungswerke herangeschoben, weil das Blokadekorps nur schwach war und keine Leute übrig hatte, um eine große und weitläufige Postenkette um die Festung zu ziehen. Dadurch

kam eine Feldwache unten im Thale der Alzette — der Fluß dieses Namens geht bei Luxemburg vorbei — kaum 150 Schritt von den Festungswerken zu stehen.

Des andern Tages wurde die Feldwache abgelöst; unter den Neuangekommenen befanden sich einige, denen dieser Posten allzu nahe und gefährlich vorkam. Der Offizier, ein junger feuriger Mann, verwies ihnen zwar ihre Rede; allein um die Leute, wie man zu sagen pflegt, dreist zu machen, kam er auf den abentheuerlichen Gedanken, seinen Namen an das Festungsthor zu schreiben. Er verlangte ein Stück Kreide und forderte einen Begleiter. Einer sah den andern zweifelhaft an, und keiner bezeigte Lust, das kocke Abentheuer zu bestehen. Endlich trat ein junger Füselier, vielleicht der jüngste in der ganzen Feldwache, vor, und bot sich zum Begleiter an.

Es war eine mondhelle kalte Januarnacht. Gegen Mitternacht machte sich der Offizier mit seinem Begleiter auf den Weg. Sie krochen auf dem Bauche bergauf, schlichen der ersten und zweiten Schildwache vorbei und

kamen glücklich bis an den Schlagbaum. Hier ließ sich der Offizier das Stück Kreide von dem Füsilier reichen und schrieb richtig ihre beiderseitigen Namen an den Schlagbaum. Nachher krochen beide auf dieselbe Art wieder zurück und kamen wohlbehalten bei der Feldwache an. — Am andern Morgen entdeckten die Franzosen die beiden Namen. Sie rann-ten hin und her, bezeigten ihr Erstaunen und schienen ausmitteln zu wollen, wer dort gerade auf Posten gestanden hatte, als die Namen angeschrieben worden wären. Die Preussische Feldwache konnte das alles mit ansehen, und der ganze Vorgang war so lächerlich, daß sie zuletzt in ein helles Gelächter ausbrach. Die ehrgeizigen Franzosen fühlten sich dadurch so beleidigt, daß sie in der ersten Wuth ihre Gewehre gegen die Lacher abschossen. Allein die Feldwache stand in einem sichern Posten und lachte nur noch ärger. Am Ende schämten sich die Franzosen, schlossen den Schlagbaum auf, und wischten die Namen unter Schimpfen und Drohen aus. — Die Feldwache aber blickte mit einer gewissen schüchternen Ehrfurcht auf den

dem festen Offizier, und ich bin überzeugt, es hat sich keiner mehr die Blöße gegeben, den Posten für zu gefährlich zu erklären.

Einen ähnlichen festen Streich führte ein Offizier des Schlesiſchen Schützenbataillons während der Belagerung von Erfurt im Jahre 1813 aus. — Es war der Lieutenant Friedrich Scholz. Er machte am 7. November mit einem Unteroffizier und zwei Schützen eine Patrouille von der Feldwache gegen die Festungswerke. Unterweges kam die Rede von dem, was beherzte und feste Soldaten wohl ausführen könnten, und der Offizier beschloß, auf der Stelle eine Probe davon zu liefern. — Er schlich sich, auf dem Bauche kriechend, gegen das Weimarsche Thor, gerade auf eine französische Schildwache los, kletterte an der äußersten Barriere herauf, packte das Gewehr der Schildwache und wollte es ihr entreißen. Der Franzose hielt aber das Gewehr fest und nur das Bajonet blieb in den Händen des Lieutenants, das er zum Wahrzeichen mit zur Feldwache zurückbrachte. Die Schildwache machte Lärm, und die Patrouille war längst wieder

in guter Ruhe bei der Feldwache angekommen, als die Franzosen immer noch darüber nicht einig werden konnten, wie es einem Preußen hatte gelingen können, unentdeckt so nahe heran zu kommen.

Dergleichen fecke Streiche können zwar im Kriege selten etwas entscheiden, allein sie stehen dem Soldaten immer besser an, als zu große und bedächtige Mengstlichkeit. Vorzüglich eignet sich die Keckheit für den leichten Kavalleristen. Ein Husar, ein Dragoner muß nichts für unmöglich halten. Ein sehr geschätzter und tapftrer General verlangte einmal von einem Dragonerunteroffizier mit 6 Mann, über einen Graben zu springen, um einige feindliche Volutigeurs wegzujagen, die, an einem Busche stehend, tüchtig auf uns schossen und uns schon mehrere Leute verwundet hatten. Die Dragoner ritten hin und her, und suchten eine bequeme Stelle, um über den Graben zu kommen, der ziemlich breit und tief, auch voll Wasser war. „Ei was!“ sagte der General ärgerlich, „ächte Kavalleristen reiten grade zu.“ „Wenn ich zu Euch sage: Reitet auf die Mauer

„hinauf, so weiß ich zwar, daß Ihr es nicht
„könnt, aber das verlange ich vom Kavalle=
„risten, daß er den Versuch macht!“ —
Das Ehrgefühl der Dragoner war durch diese
Rede aufgeregt worden; sie sprengten an den
Graben, setzten die Sporen ein, und — der
Unteroffizier und vier Mann kamen hinüber;
zwei fielen hinein, weil sie den Pferden nicht
Luft genug gelassen hatten. Die Hinüberge=
kommenen attakirten, hieben einige Voltigeurs
nieder, jagten die übrigen weg und brachten
zwei Gefangene zurück. — Wären sie feck ge=
wesen, wie der Kavallerist es seyn soll, sie hät=
ten sich nicht erst durch die Rede des Generals
anspornen lassen, und hätten später nicht nöthig
gehabt, sich zu schämen. Denn das ist das
Eigenthümliche in unserm Stande, daß eine
einzige laue Handlung selbst durch zehn kühne
nicht aufgehoben wird. Von diesen ist die Rede
nicht weiter, weil sie gleichsam zu unserm Fache
gehören, von jener wird noch lange nachher
gesprochen, weil sie einem Soldaten unziem=
lich ist.

XXXKII. Der brave Rechnungsführer.

Ihr wißt, lieben Freunde, die rechnungsführenden Offiziere bei den Regimentern sind eigentlich nicht dazu bestimmt, ihrem Bataillon in das Gefecht zu folgen, sondern haben die Kasse, und — wie der Name es schon ausdrückt — die Rechnungen der Bataillone unter Händen, und vollauf damit zu thun, wenn sie ihr Amt redlich und treulich verwalten wollen. Wird ein Rechnungsführer erschossen, so gerathen die Kassenangelegenheiten in Unordnung, Niemand ist da, der Rede und Antwort geben kann, und Manchem kann dadurch das Seinige verkürzt werden. Daher schreibt sich denn auch die Einrichtung, daß diese Offiziere das Bataillon nicht ins Gefecht begleiten sollen.

Dennoch haben die meisten rechnungsführenden Offiziere der Preussischen Armee in dem letzten Kriege dem rühmlichen Triebe, ihre Kameraden auf das Feld der Ehre zu begleiten, nicht überall widerstehen können, und manche treffliche Waffenthat ist durch eben diese Offi-

ziere vollführt worden, von denen ich Euch hier eine mittheilen will.

Es war am 3. Januar 1814, als eine Abtheilung Preussischer Truppen unter den Befehlen des damaligen Flügeladjutanten Sr. Majestät des Königs, Obersten Graf Henkel, gegen Simmern marschirte, um die dort postirte feindliche Infanterie zu vertreiben. Der Feind hatte sich in die Stadt hineingezogen. — Der Lieutenant Sennede, Rechnungsführer beim Füselierbataillon des Leib-Infanterieregiments, benutzte diese Gelegenheit, und erbat sich die Erlaubniß, die Spitze der Tirailleurs, welche gegen das Thor vorgehen sollten, befehligen zu dürfen. Sein Wunsch wurde ihm gewährt.

Mit zwei Tirailleurs näherte er sich der ersten feindlichen Schildwache. Es war Morgens 3 Uhr. Die Schildwache rief an, und als sie wiederholentlich keine Antwort bekam, gab sie Feuer. Sogleich stürzte sich der Lieutenant Sennede auf die feindliche Wache, welche — etwa 20 Mann stark — die Gewehre ergriff und nach dem Thore eilte, um es zu

sperrern. Der Feind verfuhr dabei so eilig, daß es der Avantgarde des Füselierbataillons nicht möglich war, der Spitze schnell genug zu folgen, um das Sperren des Thores zu verhindern. Der Lieutenant Senncke war der erste und einzige, der mit dem Feinde zugleich die Stadt erreichte. Hier kam es zu einem persönlichen Gefechte, zum förmlichen Handgemenge. Der Lieutenant zog noch den letzten Franzosen mit eigener Hand beim Kragen zurück, und warf ihn zur Erde, um wenigstens einen zu fangen, der nähere Nachricht über die Stärke der Besatzung und sonstige Auskunft zu geben im Stande wäre. — Indessen war es dem Feinde gelungen, das Thor zu schließen.

Als mehrere Tirailleurs herbeigeeilt waren, wurde der Versuch gemacht, das Thor zu sprengen, allein es gelang nicht: überdies feuerte der Feind durch die Thorspalte und die in Stadthoren gewöhnlich angebrachte kleine Pforte heftig mit kleinem Gewehr, und verwundete mehrere Füseliere. — Man fuhr zwei Kanonen gegen das Thor, allein die Dunkel-

heit der Nacht erlaubte den Artilleristen kein genaues Zielen, und auch dieser Versuch blieb ohne Erfolg.

Mittlerweile ließ der Feind in der Stadt Lärm schlagen und rückte aus den Quartieren aus. Nunmehr war keine Zeit zu verlieren, wenn der erste Schrecken des Ueberfalls glücklich benutzt werden sollte. — Der Lieutenant Sennecke, immer noch dicht an der Stadtmauer, sammelte einen Haufen Tirailleurs, rannte mit diesem noch einmal kräftig gegen das Thor an, und — es slog auf. Ohne Aufenthalt stürzte sich der brave Dffizier mit seinen Leuten in die Stadt, die zunächst folgenden Züge verstärkten seinen Trupp, und dieser vereinten Anstrengung gelang es, den Feind mit dem Bajonett nicht nur durch die Stadt hindurch, sondern auch aus dem entgegengesetzten Thore hinaus zu jagen, wobei ihnen über hundert Gefangene in die Hände fielen.

Der Oberst Graf Henkel machte Sr. Majestät dem Könige von der Begebenheit Anzeige, und der Monarch hatte die Gnade, das tapfere und entschlossene Benehmen des

Lieutenants Senncke mit dem eisernen Kreuz zweiter Klasse zu belohnen.

XXXVIII. Gute Infanterie geht auch zuweilen angriffsweise gegen Kavallerie zu Werke.

Es liegt wohl eigentlich nicht in der Bestimmung der Infanterie, angriffsweise gegen Kavallerie zu verfahren, ja gegen gute Kavallerie möchte dieser Kampf wohl selten zum Vortheil der Infanterie ausfallen; indessen belehrt uns die Kriegsgeschichte doch, daß in einzelnen Fällen ein solches Benehmen der Infanterie von gutem Erfolge seyn kann, wenn gleich es nicht als beständig gültige Regel des Gefechts erscheint.

In der Geschichte des letzten Krieges in Spanien finden wir ein merkwürdiges Beispiel eines solchen ungleichen Kampfes. Es war in der Schlacht von Fuentes de Honor. Schon war die englische Infanterie zum Weichen gebracht, schon hatte die französische Kavallerie die erste Linie der Engländer durch-

brochen und bereitete sich zum Angriff auf die zweite vor, als das im zweiten Treffen stehende Braunschweigische Infanterie = Regiment, unter Führung des damaligen Oberstlieutenants — jetzigen Generals — von Herzberg, der feindlichen Kavallerie entgegen ging, sie mit einem Hurrah mit dem Bajonet, ohne einen Schuß zu thun, angriff, zurückschlug, und dadurch das Gefecht auf diesem Punkte nicht nur herstellte, sondern im Gegentheil in Sieg verwandelte.

Allein auch die Preussische Kriegsgeschichte ist nicht arm an solchen außerordentlichen Beispielen; das folgende theile ich Euch hier mit, in der Ueberzeugung, daß Euch das rühmliche Benehmen der dabei mitwirkenden Preussischen Truppen hoch erfreuen, und in ähnlichen Fällen zur Macheiferung anspornen wird.

Am 14. Februar 1814 hatten die Preussischen Truppen ein Gefecht bei Montmirail bestanden, zufolge dessen sie sich zurückziehen mußten und von der feindlichen Kavallerie hart verfolgt wurden. Sie hieb in die Preussische Infanterie und namentlich in das 10te und

22ste Linien-Infanterieregiment ein, und bedrohte jetzt die 1ste und 4te Kompagnie des Schlesischen Schützenbataillons mit einem gleichen Schicksale.

Der jetzige General-Major und Kommandeur der 2. Garde-Edw.-Brig., von Neumann, befehligte diese beiden Kompagnien, die durch frühere Gefechte geschwächt, an Zahl vielleicht halb so stark waren, als sie es nach dem Etat seyn sollten. Er nahm die Wichtigkeit des Augenblickes wahr und entschloß sich zu einer zwar ungewöhnlichen, aber nichts desto weniger in einzelnen Fällen höchst entscheidenden Maaßregel. Anstatt nämlich, wie es sonst üblich ist, wenn Infanterie durch Kavallerie bedroht wird Kolonne zu formiren und den Angriff auf der Stelle abzuwarten, ließ er zwar die Hirschfänger aufstecken, ging aber der feindlichen Kavallerie im Sturmschritt entgegen und griff sie selbst an. Das Unerwartete dieses kühnen Manövers wirkte so nachdrücklich auf die feindliche Kavallerie, daß sie stutzte und vom Angriff abließ.

Dadurch bekamen die beiden genannten Re-

gimenter für den Augenblick wieder Luft, und wurden von ihren überlästigen Gästen befreit.

Die braven Schützen waren durch den glücklichen Erfolg des dreisten Manövers nur noch kühner gemacht, und ergriffen die nächste Gelegenheit, es von neuem zu wiederholen. — Diese Gelegenheit fand sich schon am Abend des nämlichen Tages bei dem engen Passe von Etoges. Hier drohte feindliche Kavallerie, einen Theil der Preussischen Reserve-Artillerie zu ereilen und in die Pfanne zu hauen. Der General-Major von Neumann attakirte auch diese Kavallerie mit gefällten Büchsen, warf sie zurück und rettete dadurch vier Batterien der Reserve Artillerie, die nun Zeit gewannen, den engen Paß zu erreichen und sich abzuziehen.

Ihr seht in diesen Beispielen eine alte Wahrheit bestätigt, nämlich, daß oft Maaßregeln im Gefecht zum Ziele führen, die weder zur Regel gehören, noch als allgemein gültige vorgeschrieben werden können. Den richtigen Augenblick erhaschen, über die Wahl der Maaßregeln kräftig entscheiden, die That dem Entschlusse auf dem Fuße folgen lassen, das alles

liegt im Genius des Anführers verborgen, und darum sind solche Anführer auch glückliche und hochachtbare kriegerische Erscheinungen: wie es denn überhaupt im Gefechte weniger darauf ankommt, grade das Beste zu erwählen, als vielmehr eine Maaßregel schnell und kräftig auszuführen. Ist der glückliche Augenblick einmal entschlüpft, so kehrt er selten zum zweitenmale wieder, und alle Regeln helfen nichts. Wer aber den glücklichen Augenblick wahrzunehmen, zu erfassen und zu benutzen versteht, der macht oft gar wunderbare Dinge möglich, nämlich wenn die Soldaten brav sind, ihrem Führer Vertrauen schenken, und, wie man zu sagen pflegt, Apell haben. Mit solchen Soldaten läßt sich Alles ausrichten, und wenn auch die Maaßregeln eines Anführers im ersten Augenblick befremdend und von der Regel abweichend erscheinen, folgt ihnen nur getrost, sie werden Euch nicht im Stich lassen. Denn das Genie eines Anführers ist eine wundersame Gabe der Natur; das Genie kann sich oft selbst nicht Rechenschaft geben von den Gründen zu dieser oder jener Maaßregel, aber die Güte derselben

bewährt sich durch die That. Truppen müssen es also als eine der größten Vergünstigungen ansehen, wenn sie einen genievollen Mann zum Anführer haben; sie können dies nicht besser anerkennen, als wenn sie ihm blindes Vertrauen schenken, und willig erfüllen, was er von ihnen fordert: klügeln zu wollen über die Anforderungen, die der Anführer an seine Truppen macht, ist aber das Schlechteste, was diese nur thun könnten.

XXXIX. Die geretteten Kanonen.

In allen Armeen wurde von jeher ein großer Werth auf die Erhaltung der Kanonen gelegt, und sein Geschütz verlassen ist eine der schimpflichsten Handlungen, die nur der Artillerist begehen kann. Nun ist Euch aber, lieben Waffenbrüder, zur Genüge bekannt, daß die Artilleristen nur ganz leicht bewaffnet sind, und der Natur ihres Dienstes nach nicht wohl schwerer bewaffnet seyn können; denn wenn sie sich noch mit einem Gewehr oder einer

Büchse schleppen sollten, wie wollten sie es dann wohl möglich machen, ihre Kanonen zu bedienen, d. h. sie ab- und aufzuproßen, zu laden und zu richten? Darum ist auch den Batterien beständig eine Abtheilung von Infanterie oder Kavallerie zur Bedeckung beigegeben, welche die Pflicht auf sich hat, die ihr anvertrauten Geschütze bis in den Tod zu vertheidigen und nur mit ihrem Leben von ihnen zu lassen. Deshalb wird ein solches Kommando den Truppen zur Ehrensache gemacht, und wenn sie durch ihre Tapferkeit es hinderten, daß die Kanonen dem Feinde nicht in die Hände fallen konnten, so erwarben sie sich jedesmal Ruhm und Auszeichnung dadurch. So ehrenvoll es also auch seyn mag, Kanonen vom Feinde zu erobern, so ist es nicht minder ehrenvoll, die eigenen gegen den Andrang des Feindes zu schützen; am ehrenvollsten aber, diejenigen wieder zurück zu erobern, die bei einer unglücklichen Wendung des Gefechts dem Feinde bereits in die Hände gerathen seyn sollten.

Eine rühmliche That, die in die zuletzt ge-

nannte Klasse gehört, enthält die hier nachfolgende Erzählung.

Bei dem Gefechte vor Rheims, welches die Preussischen Truppen unter Anführung des Generals von Jagow am 7. März 1814 bestanden, und bei dem Rückzuge von dort am 13. desselben Monats, zeichneten sich mehrere Offiziere und Landwehrmänner vorzüglich aus. Als sich nämlich die Truppen vor der Uebermacht des Feindes in die Stadt zogen, bemerkte der General von Jagow, daß zwei Preussische Kanonen mit der Bespannung, aber ohne Bedienung, außerhalb des Thores stehen geblieben waren. Diese Kanonen mußten dem Feinde unfehlbar in die Hände fallen, wenn nicht schnell und ohne allen Zeitverlust für ihre Rettung etwas gethan wurde. Der General forderte das 2. Bataillon des 5. Kurmärkischen Landwehr-Infanterieregiments auf, die beiden Kanonen zu retten, eine Aufgabe, die um so schwieriger war, weil sie im heftigsten Feuer des immer näher herandringenden Feindes gelöst werden mußte. Sogleich entschlossen sich der Lieutenant Willmann und die Landwehr-

männer Gottfried Frieße, Peter Gerth, Wilhelm Schäffer und David Saphie, die Kanonen zu holen. — Im heftigsten Kartätschen- und Klein-Gewehrfeuer gelang diesen Braven die kühne That. Sie entrißen die Kanonen dem Feinde in dem Augenblicke, da er schon von ihnen Besitz nehmen wollte, brachten sie glücklich in die Stadt und lieferten sie später an das II. Armeekorps ab. Das Lob ihres Generals belohnte sie für ihr tapferes Unternehmen.

Daß übrigens das genannte Regiment ziemlich hart mit dem Feinde zusammen gewesen ist, beweiset, daß es an diesem einen Tage an 50 Todte und 150 Verwundete zählte.

In andern Armeen, namentlich in der Russischen, wird ein noch ungleich höherer Werth auf die Erhaltung der Kanonen gelegt. Als Beweis dafür wird eine Erzählung dienen, die ich Euch unter der Nummer XLVII. mittheilen will.

**XL. Mühmlisches Beispiel eines
braven Tambours.**

Im Kriege wirkt oftmals das Beispiel eines einzigen braven Mannes auf eine Menge Verzagter oder Kleinmüthiger, und das Eigenthümliche dabei ist, daß das Beispiel eben nicht jederzeit von hohen und vornehmen Offizieren auszugehen braucht, sondern auch, von Unteroffizieren, Soldaten oder Spielleuten gegeben, seine gute Wirkung fast niemals verfehlt. Diese Wahrheit hat sich unter andern auch am 8. Oktober 1813 bewährt:

Der Major von Hellwig hatte die Stadt Groß-Sommerda bei Erfurt durch Ueberfall genommen, und sie mit einem Theile seines Korps besetzt. Der Feind, um die erlittene Schmach zu rächen, kam mit verstärkter Macht zurück und griff den Ort mit zwei Regimentern Polnischer Lanzenreiterei an. Am Thore befand sich ein kleiner Posten von etwa zwanzig Mann neuformirter Infanterie und einem Tambour. Diese junge und nicht zahlreiche Mannschaft wurde durch die Uebermacht des

Feindes so eingeschüchtert, daß sie jeden Gedanken an Widerstand aufgab und im Begriff stand, die Flucht zu ergreifen.

Nur der Tambour verlor den Kopf nicht. Er ergreift ein Gewehr, feuert es in den Feind hinein, und versucht, durch gutes und kräftiges Zureden, mehr aber noch durch seinen herzhafsten Entschluß, die Weichenden zum Stehen zu bringen. Das gute Beispiel wirkte, und siehe da! die Leute schämten sich ihrer übereilten Flucht, kehrten zurück und leisteten nun dem andringenden Feinde entschlossenen Widerstand. — Am zweiten Thore kam der Feind noch übler an: er wurde dort tapfer mit Flintenschüssen empfangen, und gerieth auf den Gedanken, die ganze Stadt stecke voll Preussischer Infanterie. Mit dieser in einen Kampf einzugehen, bezeigte er wenig Lust, und — ließ zum Rückzug blasen.

Der Name jenes tapfern Tambours, der seinen jungen Kameraden mit so rühmlichem Beispiel voranging, ist Johann Coullie.

XLI. Anekdote.

Zum Beweise der großen Anhänglichkeit, welche zwischen einem Kosacken und seinem Pferde statt findet, dient der folgende Vorfall.

Ein Kosack hatte einen französischen Offizier gefangen genommen, und war damit beschäftigt, dessen Kleider anzuziehen, die er ihm üblicherweise weggenommen hatte. Der Offizier, auf seine Freiheit bedacht, nahm den Augenblick wahr, wo der Kosack bemüht ist, seine dicken Arme durch die engen Ärmel seines zierlichen Rockes zu pressen, und als er ihn fest genug darin eingezwängt glaubte, sprang er auf das Pferd des Kosacken und jagte davon.

Allein der Kosack, anstatt hinter ihm her zu laufen, wie man vielleicht glauben sollte, blieb ganz ruhig stehen, und that weiter nichts, als daß er zweimal auf den Finger recht gelend pfiß. Das Pferd hörte kaum den wohlbekannten Ton aus dem Munde seines Herrn, als es augenblicklich still stand. Als aber der Kosack das Pfeifen wiederholte, drehte es sich

pfeilschnell auf den Hinterfüßen herum und rannte spornstreichs zu seinem Herrn zurück. Da half kein Peitschen und Sporniren des aufgefessenen Franzmanns, — diese Herren sind ohnehin als Reiter nicht sehr berühmt, — kein Aufhalten mit der Trense; nur erst, als das Pferd wieder bei seinem Herrn angekommen war, blieb es stehen. Der Kosak nahm Pferd und Gefangenen ruhig wieder in Empfang, und zum Gratial für den dreisten Versuch zerprügelte er den letztern ganz unbarmherzig.

XLII. Ein besonnener Soldat weiß von jedem zufälligen Umstande Vortheil zu ziehen.

Schon mehreremale habe ich Gelegenheit genommen, Euch, meine lieben Waffenbrüder, darauf aufmerksam zu machen, daß im Kriege mancher Vorfall eintritt, der zu keiner eigentlichen Regel gehört, durchaus in keine regelmäßige Form zu pressen ist. Darum, und weil sich so manches Zufällige in die Kriegführung mischt, wird ein Soldat, dessen Be-

nehmen nur allein auf die bekannten und üblichen Regeln eingerichtet ist, sich auch bei weitem nicht so nützlich machen können, als einer, der auch in Fällen, die nicht zur Regel gehören und mehr vom Zufalle herbeigeführt werden, sich gut zu benehmen weiß. Ja, was noch mehr, dieser wird im Stande seyn, manches Nützliche zu leisten, wenn er die zufälligen Umstände glücklich zu benutzen weiß; während jener sie unbeachtet vorübergleiten läßt, weil sein eingeschränktes Fassungsvermögen keinen Vortheil von ihnen zu ziehen versteht.

Diejenige Eigenschaft, die dem Soldaten in solchen Fällen am meisten zu Hülfe kommt, belegt man mit dem Namen der Besonnenheit. Ihr habt herrliche Thaten bereits aus diesem Buche kennen gelernt, die ihr Daseyn nur der Besonnenheit verdanken; Ihr habt bereits die Bekanntschaft manches besonnenen Waffenbruders gemacht und ihm Eure Bewunderung gezollt. Vergönnt mir, Euch die nachfolgende Erzählung als einen neuen Beweis mitzutheilen, daß jene Eigenschaft eine der vortrefflichsten für den Soldaten ist, und

daß der besonnene Soldat — wie Euch die Ueberschrift lehrt — von jedem zufälligen Umstande im Kriege Vortheil zu ziehen weiß.

In dem Gefechte bei Meaux, am 28. Februar 1814, am welchem das Schlesische Schützenbataillon thätigen und ernsthaften Antheil genommen hatte, konnte es nicht fehlen, daß mancher wackre Schütze seinen Tod auf dem Bette der Ehre fand. Nun läßt eine jede gute kriegerische Truppe die Waffen ihrer Todten nicht gern auf dem Wahlplatze zurück, und zwar aus doppelten Gründen. Einmal, um dem Könige ihrem Herrn sein Eigenthum nach Kräften zu erhalten und ihm nicht unnöthige Kosten in der Anschaffung neuer Waffen zu machen; zweitens um die schätzbaren Waffen nicht dem Feinde zu überlassen, dem sie eine höchst willkommne Beute sind. Eine Armee, wie die Preussische, die mit vorzüglich guten Waffen versehen ist, wird eben deswegen doppelte Aufmerksamkeit auf ihre Erhaltung verwenden, und endlich sind es wiederum die Jäger- und Schützenbataillone, denen diese Aufmerksamkeit vor allen übrigen zusteht, weil

die Büchsen nicht nur ein kostspieliger Gegenstand der Bewaffnung sind, sondern weil auch eine gute Büchse ein Schatz zu nennen ist, den man sorgfältig bewahrt. Eine gute und, wie man zu sagen pflegt, eingeschossene Büchse ist zuweilen nicht mit Gelde zu bezahlen.

Das Schlesische Schützenbataillon hat die Erhaltung seiner Waffen beständig auf das Sorgfältigste vor Augen gehabt. — So auch hier.

Der Schütze Michael Damke war in dem benannten Gefechte beauftragt, die Büchsen der erschossenen Schützen zu sammeln und zurückzutragen. Er belud sich mit sechs derselben, hatte sich aber dabei ein wenig zu lange aufgehalten, so daß die Kompagnie, die sich im Rückzuge befand, schon einen ansehnlichen Vorsprung gewonnen hatte; überdies hinderte ihn die ansehnliche Last, schnell zu gehen.

So geschah es denn, daß er auf seiner Wanderung von einer feindlichen Infanterie-Patrouille, die aus 5 Mann bestand, ereilt und angegriffen wurde. Ein Anderer würde unter diesen Umständen wahrscheinlich die Büchsen weggeworfen, und — wenn er obenein

noch verzagt gewesen wäre — sein Heil vielleicht in der Flucht gesucht haben. Aber Damke gehörte nicht nur zu der Klasse der herzhafsten und unverzagten, sondern auch zu der besonnenen Soldaten. Er beschloß daher, den zufälligen Umstand nach Kräften zu nutzen.

Er suchte eine Brücke zu erreichen, die über einem ziemlich breiten Graben lag, was ihm auch gelang. Hier warf er sich nieder und legte die Büchsen neben sich. Nun ergriff er eine nach der andern, untersuchte, ob sie noch geladen wären, und da sich wirklich noch fünf dergleichen darunter fanden, schoß er eine nach der andern auf die feindliche Patrouille ab, und war so glücklich, drei Mann zu verwunden. Die beiden übrig Gebliebenen wollten zwar auf Damken losgehen, um ihm den Garaus zu machen, allein das Hülfsgeschrei der Verwundeten hielt sie davon ab; sie sprangen diesen bei, führten sie zurück, und Damke gewann dadurch Zeit, seine Büchsen wieder aufzuladen, und wohlbehalten bei der Compagnie anzukommen.

Es ist mir nicht bekannt, ob Damke für diese beherzte und besonnene That besonders belohnt worden ist; so viel ist aber gewiß, daß er gerechten Anspruch auf eine Belohnung hat. Denn obzwar er eigentlich nichts mehr und nichts minder als seine Schuldigkeit gethan hat, so erfüllte er sie doch unter erschwerenden Umständen, und dergleichen Pflichterfüllungen belohnt die Gnade Sr. Majestät des Königs, weniger der That selbst wegen, als vielmehr um des Beispiels willen, damit Andere darin eine Aufmunterung finden mögen, es Jenen in ähnlichen Fällen gleich zu thun.

Nehmt Euch, meine jungen Freunde, an dem wackern Damke ein solches Beispiel, und gewöhnt Euch, in allen Lagen Eures kriegerischen Lebens an Besonnenheit. Wenn gleich die Besonnenheit eine Gabe der Natur genannt werden kann, weil sie manchem Menschen gleichsam angeboren ward, so ist es auf der andern Seite eine unbestrittene Wahrheit, daß der Mensch viel dazu beitragen kann, diese köstliche Eigenschaft zu nähren, zu stählen, in sich auszubilden. Wenn Ihr Euch daran ge-

wöhnt, in allen außergewöhnlichen Fällen Euch selbst schnell die Frage vorzulegen: Was mußt du hier thun? und dann eben so schnell eine Antwort darauf zu geben Euch bemüht, ohne die Zeit mit vielem Nachgrübeln zu verderben, so ist dies der beste und sicherste Weg, Euch in der Besonnenheit, dieser vortrefflichen kriegerischen Eigenschaft, zu befestigen. — Wenn Ihr aber, wie man nicht mit Unrecht zu sagen pflegt, Euch gehen laßt, d. h. Euren Gang schläfrig wegschlendert, unbekümmert um das, was mit und um Euch vorgeht, so erstickt sich selbst die natürliche und angeborne Besonnenheit nach und nach in Euch, und in dem Augenblicke der Gefahr oder der Nothwendigkeit, wo Ihr sie gerade am nöthigsten braucht, wird sie Euch fehlen.

Ein besonnener Mensch kann nie in Verlegenheit kommen!

**XLIII. Wer Lust hat, sich
nützlich zu machen, findet überall
Gelegenheit.**

In unserm Stande, meine Freunde, hört die Gelegenheit zu nützen und Gutes zu stiften niemals auf. Es ist nicht immer gerade der Krieg, der dem Soldaten diese Gelegenheit eröffnet; auch im Frieden bietet sie sich ihm dar, wenn er sonst nur Lust und Neigung hat, sie zu ergreifen.

Ihr wißt, daß nach der Bestimmung Sr. Majestät des Königs, die Soldaten des Heers, wenn sie eine gewisse Zeit im stehenden Heere gedient haben, zur Kriegsreserve entlassen werden, und dann später zur Landwehr übergehen. — Wie und auf welche Art ein Soldat die Zeit, als er sich bei der Kriegsreserve befand, zu nutzen wußte, um sich auch hierbei nützlich zu bezeigen, das mögt ihr aus nachfolgender Erzählung lernen.

Der Soldat Schönebeck war im Jahre 1819 vom Leib-Infanterie-Regiment zur Kriegsreserve entlassen worden, und nach dem Dorfe

Schönermark (zwischen Kyritz und Havelberg), als nach seinem Geburtsorte, zurückgekehrt. Hier gab er ein sehr achtungswerthes Beispiel seines rühmlichen Sinnes für Vaterlandsvertheidigung. Anstatt sich nun aller Pflichten ledig und entbunden zu glauben, und den Sonntag in der Schenke zuzubringen, wie es so mancher junge und rüstige Kerl zum Vergerniß des ganzen Dorfes thut, verwendete er die Sonntage dazu, um die junge männliche Jugend seines Dorfes, vom 14. bis 20. Jahre, in den Waffen zu üben. — Er hatte seine Dienstzeit beim Regiment wohl genutzt, und verstand das Exerciren aus dem Fundament. Daher geschahen auch seine Uebungen mit vieler Umsicht und gutem Erfolge. Dabei behandelte er die jungen Leute so zweckmäßig, daß bei ihren Uebungen stets die größte Ruhe und Ordnung herrschte. — Der Kommandeur des Landwehrebataillons, zu dem sein Geburtsort gehörte, bot ihm für den bewiesenen Eifer wiederholentlich eine Belohnung an: allein er schlug sie entschlossen aus, weil er in dem Bewußtseyn, seine Pflicht gethan zu haben, hin-

reichenden Lohn zu finden vermeinte: eine Gesinnung, die jedem braven und rechtschaffenen Mann eigen ist.

Indessen wurde Sr. Majestät dem Könige Anzeige von dem patriotischen Eifer des Schönebeck gemacht, und der gnädige Monarch ernannte ihn zum Unteroffizier, als ein öffentliches ehrendes Zeichen des Allerhöchsten Beifalls und Wohlwollens.

Nehmt ein Beispiel an dem wackern Schönebeck, meine Freunde, wenn auch Ihr Euch in ein ähnliches Verhältniß versetzt seht.

XLVI. Soldaten-Glaube.

Es ist wohl kein denkbarer Fall, daß es irgend einen unter Euch, meine theuren Waffengefährten, geben könnte, der das Daseyn eines höchsten Wesens, eines gerechten, gültigen und allmächtigen Gottes läugnen wird. Ein solcher Gedanke kann wohl in keines vernünftigen Menschen Brust wohnen, oder er müßte sein Ohr und sein Auge mit Gewalt verschließen, und nicht sehen und nicht hören

wollen, was in dem großen Buche der Natur so unaussprechlich klar geschrieben steht, was eben diese Natur ihm tausendfältig zuflüstert. Ja, selbst wenn die heiligen Lehren der Religion keinen Eingang bei ihm gefunden haben sollten, würde und müßte ein einziger Blick auf das unendliche Firmament in einer sternhellen Nacht ihn von dem Daseyn und der Allgegenwart eines Beherrschers des Himmels und der Erde überzeugen. Diese funkelnden Lichter des Himmels, diese Millionen uns zwar unbekannter aber sichtbarer Welten sprechen zu laut, zu unwidersprechlich laut zu dem Gemüth jedes denkenden Wesens, bezeichnen die Allmacht des Schöpfers zu klar und verständlich, so daß selbst der verstockteste Bösewicht sie nicht zu bezweifeln wagen kann.

Die Lehre von der Erkenntniß dieses höchsten Wesens, seines allmächtigen Willens, der Art und Weise, wie der sterbliche Mensch leben soll, um sich seiner Gnade würdig zu machen, — das ist es, was man mit dem Namen Religion bezeichnet.

Darum ist ein Mensch, der keine Religion

hat, ein unwürdiges Mitglied der menschlichen Gesellschaft, ein Geschöpf, das sich weit unter das Thier herabsetzt, weil er die herrlichste Gabe des Himmels: den Verstand! nicht brauchen, nicht benutzen will, um die Wohlthaten zu erkennen, die der Schöpfer so unverdient auf ihn häufte. Ein Mensch ohne Religion, ohne Glauben, ist zugleich der gefährlichste, denn wo keine Religion ist, da kann auch keine Tugend seyn, weil die Religion die Lehre der Tugend selbst ist; — ein Mensch ohne Tugend aber ist ein gefährlicher Nachbar, dem nimmer zu trauen ist, eben weil ihm nichts heilig bleibt. Nur der Tugendhafte kann ein redlicher Freund, ein treuer Unterthan seines Monarchen, ein liebender Gatte und ein guter Vater seyn; ohne Tugend stürzen alle diese herrlichen Eigenschaften, die zum Genusse des Lebens unentbehrlich sind, wie die Sonne der aufkeimenden Saat, zusammen, und der Mensch gleicht einem Raubthiere in menschlicher Gestalt. — Die Religion und der Glaube sind jedem Menschen unentbehrlich, am unentbehrlichsten aber dem Soldaten; denn die Re-

ligion bewährt ihre Macht am sichersten und zuverlässigsten in Augenblicken der Gefahr, und wer hat wohl mehr mit Gefahren aller Art zu kämpfen, als gerade der Soldat?

Der sinnliche Mensch, das heißt ein solcher, der keine anderen Genüsse kennt, als die ihm die Befriedigung seiner thierischen Bedürfnisse gewähren, achtet das Leben für das höchste der Güter, folglich auch den Verlust des Lebens für das größte Unglück. Er wendet alles Mögliche an, um sich das Leben zu erhalten, geht jeder Gefahr sorgfältig aus dem Wege, kümmert sich weder um Pflicht und Ehre, wenn die Erfüllung der ersteren und der Ruf der letztern nur im entferntesten gefahrbringend für ihn ist. — Wie schlecht taugt nicht ein solcher für den hohen Beruf des Soldaten.

Der denkende und zugleich gemüthvolle Mensch erkennt zwar auch den Werth des Lebens, als ein ihm vom Schöpfer geschenktes Gut, allein er schlägt es nicht höher an, als es eben werth ist; er verachtet es, sobald Pflicht und Ehre es gebieten. Was ist es nun wohl, das ihm Ersatz giebt für das freudig hinge-

gebene Gut? Was ist es, das ihm den Muth giebt, dieses nämliche Gut willig zu opfern, wenn Pflicht und Ehre es fordern? — Seht, lieben Freunde, da kommt Ihr von selbst auf den Punkt, zu dem ich Euch führen wollte. Der Glaube ist es, der uns jenen Muth verleiht, und nur im Glauben an ein besseres Leben können wir den Ersatz finden für den Verlust des irdischen.

Diesen Glauben lehrt uns die Religion und unsre eigne gesunde Vernunft.

In dem Augenblick, wo wir das Daseyn und die Allmacht des Schöpfers anerkennen, gestehen wir stillschweigend ein, daß seine Weisheit ohne Grenzen ist. Denn diese höchste Weisheit ist durch das ganze Universum, durch Himmel, Erde und Luft klar und unzweideutig ausgesprochen. Betrachtet den kleinsten, elendesten Wurm, betrachtet den Baum, die Pflanzen, das ganze Geschlecht der Thiere, — betrachtet endlich Euch selbst, den Menschen, und Ihr werdet und müßt die Weisheit des höchsten Gottes anerkennen. Da ist keine Faser, keine Nerve, kein Blatt, keine Ader, keine Fe-

der, kein Stäubchen, umsonst und ohne Zweck. Jedes hat seine Bestimmung, jeder einzelne Theil greift mit hoher Weisheit künstlich in den andern ein, nichts ist überflüssig oder entbehrlich, nichts ist zu viel, nichts zu wenig. Alles Regel, alles Ordnung, alles weise, unveränderliche Bestimmung, nichts Zufall. — Und des Menschen Leben, sein wunderbar zusammengekettes und verflochtenes Daseyn sollte ein Zufall seyn? Hier sollte die Weisheit aufhören? Grade hier, im Meisterstücke seiner Schöpfung? — Sagt selbst, Freunde, ließe sich eine solche Behauptung wohl mit der gesunden Vernunft zusammen reimen? Wäre es wohl denkbar, daß die unermessliche Welt ihren regelmäßigen, weise geordneten Gang nur einen Augenblick fortgehen könnte, wenn irgend ein Theil dieses unerforschlichen Ganzen dem Zufalle unterworfen wäre?

Diese Wahrheiten zu erkennen, zu begreifen, gab uns Gott den Verstand; — an ihn und seine Weisheit zu glauben, gab er uns das Herz. Euer Herz müßt Ihr fragen, wenn Ihr wirklich einen Augenblick in Zweifel seyn

könntet; es wird Euch zuzufen: Gott ist die Liebe! — Eure Vernunft sagt Euch: Gott ist die Weisheit! — beides giebt Euch: den Glauben.

Wer den festen Glauben hat, daß in der Welt nichts Zufall, sondern alles weise Ordnung und Bestimmung ist, der erfüllt alle ihm auferlegte Pflichten mit doppelter Leichtigkeit und Freudigkeit. Er hat ja nichts zu fürchten, denn kein Haar auf seinem Haupte darf ihm ohne den Willen des Schöpfers gekrümmt werden, vielweniger droht seinem Leben Gefahr. Ist es aber im Willen des Schöpfers einmal so beschlossen, wird der armselige Mensch stark genug seyn, sich diesem Willen zu widersetzen, seiner Bestimmung aus dem Wege gehen zu können? — Noch gelang es keinem Sterblichen, seinem Tode zu entrinnen, wenn Gott ihn beschlossen und gewollt hatte, und eben weil er ihm nicht zu entrinnen vermag, braucht er ihn auch nicht zu fürchten. So lehrt es der Glaube.

Nun aber kommt der Soldat weit häufiger als jeder andere Erdenbürger in die Lage,

sein Leben an seine Pflicht zu setzen, dem Tode dreist und kühn entgegen zu gehen, wenn die Ehre es erheischt; und deshalb soll auch der Soldat mehr als jeder Andere an jenen unerschütterlichen Glauben halten.

Man pflegt zu sagen, jede Kugel habe ihre Nummer. Das will eigentlich heißen: Ist es nicht im Rathe des höchsten Gottes beschlossen, daß die Kugel mich treffen soll, so wird und kann sie mich nicht treffen, folglich habe ich auch nicht nöthig, ihr aus dem Wege zu gehen. Soll sie mich aber treffen, so wird sie mich treffen, wohin ich mich auch begeben mag; denn der schwache Mensch kann nicht der göttlichen Bestimmung entgegen streben; folglich bleibe ich standhaft auf dem Platz, den mir die Pflicht angewiesen hat, ich folge dem Rufe der Ehre, gehe freudigen Muths dahin, wohin mein Beruf mich führt, und stelle das Uebrige der Weisheit und Gnade Gottes anheim.

Das, meine Brüder, ist der ächte und wahrhaftige Soldaten-Glaube!

Darum giebt es auch nichts Lächerlicheres und Erbärmlicheres für einen Soldaten, als

eine übertriebene Todesfurcht. Lächerlich, weil die Thoren in ihrem Überwitz meinen, sie können dem Rathschlusse des Höchsten sich entziehen; — erbärmlich, weil die Todesfurcht den Soldaten schlecht und feige macht, ihn an der Erfüllung seiner Pflichten hindert, und sein Ohr vor der Stimme der Ehre taub macht. Ein Mann, der den Tod fürchtet, verdient deshalb nicht den ehrenwerthen Namen eines Soldaten.

Viele Beispiele könnte ich Euch erzählen, welche die Wahrheit dieser vorgetragenen Sätze beweisen; allein ich sprach ja zu guten und verständigen Menschen, und bei solchen bedarf es des Beweises einer Sache nicht, die in jedes rechtschaffenen Mannes Brust ohnehin lebt. Ich will daher die Zeit lieber dazu anwenden, mit Euch noch über einen andern Gegenstand zu sprechen, der mit dem vorigen in enger Verbindung steht, und bitte Euch, mir auch dabei Eure ganze Aufmerksamkeit zu schenken.

Ich habe Euch im Vorigen gesagt, daß in der Welt nichts Zufall sei, sondern alles Bestimmung, und zwar Bestimmung nach dem

weisen Rathschlusse eines höchsten Gottes. Urtheilt nun nach Eurem eigenen Verstande über folgende zwei Fälle.

In der Schlacht von Leipzig hatte sich ein Soldat heimlich aus seinem Gliede geschlichen, und sich hinter einem Zaune in einem Graben versteckt, in der Meinung, dort vor dem feindlichen Kanonenfeuer sicher zu seyn. Da er aus Todesfurcht nicht das Herz hatte, in die Höhe zu sehen, so konnte er nicht bemerken, was um ihn her vorging. Nun begab es sich, daß eine Batterie dem Feinde in die Flanke ging, und mit ihren Kanonen den Graben der Länge nach bestrich, in welchem der Soldat lag; eine Kugel traf in den Graben und nahm dem Soldaten den Kopf weg. Später fand man den Leichnam, und ein Kamerad äußerte sich über den Vorfall mit diesen Worten: „Nun, „das war auch seine Bestimmung, daß er „von unsern eigenen Kugeln erschossen werden „sollte!“ —

Ein anderer Soldat war den ganzen Krieg über gut weggekommen, und in keinem einzigen Gefechte verwundet worden. Als das

Regiment in die Garnison zurückkehrte, warf er sich auf die liederliche Seite, hing sich an ein bössartiges Frauenzimmer, ertappte sie mit einem Andern, und erschoss sie. Bei seiner Hinrichtung rief einer seiner früheren Kameraden gleichsam bedauernd aus: „Das war auch „seine Bestimmung, daß er hier unter Hens- „tershänden sterben sollte, während ihm viele „tausend Kugeln im Felde vorbeigegangen „sind!“ —

Was meint ihr wohl, meine Freunde, hatten beide in ihrem Urtheile Recht oder Unrecht? — Ich will dem Eurigen zu Hülfe kommen.

Ihr wißt, die Menschen sind bestimmt, in bürgerlichen Vereinen mit einander zu leben, und solche Vereine nennt man Staaten. Die Bürger eines und desselben Staats gehorchen einem gemeinsamen Oberhaupte, dem Könige, und sind ihm in Allem, was er fordert und befehlt, unterwürfig. Um nun die Guten gegen die Wehthat der Bösen zu schützen, die Bösen aber abzuhalten, Uebles zu thun, sind die Gesetze da, die man auch deshalb wohl die bürgerlichen Gesetze nennt.

Eine andre Art von Gesetzen nennt man göttliche. Sie erhalten den Menschen auf der Bahn der Tugend und bereiten ihn zu einem dereinstigen bessern Leben vor. Sie wohnen tief in jedes guten Menschen Brust, und wer sie erfüllt, hat ein gutes Gewissen, dagegen derjenige, der gegen sie handelt, solches augenblicklich an dem Schlagen seines bösen Gewissens erkennt.

Nach beiden Gesetzen — den göttlichen sowohl als den bürgerlichen — soll der Mensch leben, wenn er sich der Wohlthat seines Lebens, der Gnade des Himmels und der Gunst seines Königs würdig machen will. Lebt er nicht darnach, so verdient er nicht mehr, ein gutes und rechtliches Mitglied der Gesellschaft genannt zu werden. Das bürgerliche Gesetz straft ihn den Andern zum Beispiel, das göttliche straft ihn durch eine qualvolle Todesstunde und durch die Marter eines bösen Gewissens, und von solch einem Menschen sagt man, er sei nicht selig gestorben.

Wer nun nicht nach den Gesetzen, sie seien von welcher Art sie wollen, handelt, kann der

Anspruch machen auf die Segnungen der Religion, die Gnade des höchsten Gottes und seine Verheißungen? Gewiß nicht! — Gab ihm nicht Gott Verstand, um das Rechte vom Unrechten, und ein Herz, um das Gute vom Bösen zu unterscheiden? — Er handelt demungeachtet gegen das Gesetz, und will doch Anspruch auf dessen Wohlthat machen? Wie würde sich das zusammen reimen lassen?

Man muß also sagen: Wer das göttliche und bürgerliche Gesetz im strengsten Sinn des Wortes erfüllt, wer seinen Pflichten als Mensch, als Bürger und Soldat eifrig nachlebt, dem Rufe der Ehre folgt, den Pfad der Tugend nicht verläßt: nur der lebt unter den Augen Gottes, nur über den wacht seine Allgüte, und nur der kann das, was im höchsten Rathe über ihn verhängt ist, als Bestimmung ansehen. — Gehören nun wohl die beiden Soldaten, deren die vorigen Beispiele erwähnen, in diese Klasse? Entfernten sie sich nicht selbst freiwillig von dem Wege, den sie wandeln sollten? Der Eine, weil er den Ruf der Pflicht und der Ehre überhörte, und seine Fahne ver-

ließ; der Andere, weil er gegen das bürgerliche Gesetz und das fünfte Gebot handelte. Wie konnte ihr Tod daher ihre Bestimmung genannt werden, da sie ihn sich selbst durch Verletzung des Gesetzes freiwillig zugezogen hatten?

Darum soll der Soldat ein solches Leben führen, wie es die göttlichen und bürgerlichen Gesetze ihm vorschreiben. Nur dann erst darf er das, was ihm begegnet, als Bestimmung ansehen; nur dann erst darf er in freudiger Ergebung dem Tode in's Angesicht schauen, und wenn der Wille des Höchsten ihn über ihn verhängt hat, mit gläubiger Zuversicht in seiner Sterbestunde ausrufen: Was Gott thut, das ist wohlgethan!

XLV. Der verschlagene Husar.

In den ersten Jahren des siebenjährigen Krieges stand der Preussische General de la Motte Fouqué in der Grafschaft Glatz mit einem Korps, unter dem sich das damalige Husarenregiment von Werner befand.

Eines Tages ließ der General die Eskadron-

Chefs dieses Regiments zu sich kommen und sagte ihnen, daß der König einen Dienst von ihnen fordre, an dessen glücklicher Ausführung ihm so viel — ja noch mehr — als an einer gewonnenen Schlacht läge. Er eröffnete ihnen zugleich, daß die Oestreicher einen gewissen Burgemeister aufgehoben, und — den Nachrichten zufolge — der Tag bereits festgesetzt sei, an welchem er in einem kleinen Städtchen an der Böhmischn Grenze auf öffentlichem Markte gehängt werden sollte. Dem Könige sei Alles daran gelegen, diesen Mann den Feinden zu entreißen und ihn lebendig in seine Hände zu bekommen.

Alle waren bereit, ihr Leben zu wagen; allein jeder zweifelte an einer glücklichen Ausführung, da der Schwierigkeiten dabei so viele waren. Mit einer großen Macht diese Sache zu unternehmen, war nicht rathsam; hier kam es mehr auf Klugheit und Verschlagenheit, und auf eine schnelle Ausführung an. Besonders erforderte dies Unternehmen eine vorzüglich genaue Kenntniß der Gegend, die keiner von den Anwesenden in solchem Grade besaß. In-

deß wiederholte der General die Versicherung, daß dem Könige zu viel an der Sache läge, und daß sie schlechterdings ausgeführt werden müsse, es koste auch was es wolle. Hauptsächlich empfahl er dabei die größte Behutsamkeit, weil jeder mißlungene Versuch den Tod des unglücklichen Mannes unfehlbar beschleunigen würde.

Der Rittmeister von Brause, ein braver, trefflicher Mann, der die Liebe seiner Untergebenen im hohen Grade besaß, unterbrach endlich das Stillschweigen und sagte: „Ich habe einen jungen Husaren bei meiner Eskadron, Namens Knappe, einen schlesischen Bauernsohn, für den kein Wagestück zu schwierig ist. Er kennt überdies jeden Fußsteig, jeden Schlupfwinkel der Gegend; mit dessen Hülfe will ich mit meiner Eskadron das Aeußerste thun, um den Willen des Königs zu erfüllen.“

Der General gab dem Rittmeister von Brause von Allem Nachricht, was ihm bei dem Unternehmen nützen konnte, und dieser hielt mit seinem braven Knappe darüber Rath unter vier Augen. Knappe ging nun, wie

er sich ausdrückte, auf seine Streu, rauchte seine Pfeife Taback und dachte der Sache nach.

Plötzlich sprang er von der Streu auf, lief zu seinem Rittmeister und sagte: „Der Burgemeister ist gerettet; ich bringe ihn, oder bin mit ihm verloren.“ —

Rnappe verlangte nun einen mit goldenen Treffen besetzten Mantel und Hut, dem ähnlich, welchen General Fouqué trug, theilte die Eskadron in verschiedene Abtheilungen, bestimmte jeder ihren Platz, wählte die Husaren — ja selbst die Pferde, die ihn begleiten sollten, stellte Trompeter an verschiedenen Orten aus, die auf ein gegebenes Zeichen blasen sollten, als ob ein starkes Korps sich in der Nähe befände, und zeigte sich selbst in seiner Bekleidung mit bestem Hut und Mantel auf den nahe gelegenen Bergen. Sobald er sich überzeugt hielt, daß die feindlichen Offiziere, welche die Berge fleißig mit ihren Fernröhren rekognoszirten, ihn bemerkt hätten, verschwand er wieder mit seiner Suite. — Hierauf ließ er die Stadt und die feindlichen Posten von der andern Seite allarmiren, wozu er sich

einiger Abtheilungen der Eskadron bediente; er selbst aber schlich sich mit einem kleinen, völlig vertrauten, Trupp dicht an das Städtchen und legte sich an dem Wege, auf dem der Burgemeister transportirt werden sollte, in ein Versteck.

Bald darauf zog ein Kommando Kroaten, das bereits von Todesangst gefoltete Schlachtopfer in der Mitte habend, des Weges daher. Mit Blitzesschnelle stürzte Knappe mit seinen Kameraden hervor, entriß ihnen ihren Gefangenen, und während er mit ihm davon jagte, gab er das Zeichen für die Trompeter. Diese bliesen von allen Seiten Signale bunt durcheinander, so daß die Oestreicher nicht anders glauben konnten, als daß die Stadt bereits rings umher von Preußen umgeben sei. — Am nächsten Thore fand er seine zurückgelassene Reserve und ein lediges Pferd für den Burgemeister, mit dem sie nun durch die ihnen bekannten Schleichwege mit möglichster Schnelle davon eilten, indem die andern von der Eskadron den Feind abhielten und zurückwiesen.

Eben saß General Fouqué mit seinem Hauptquartier an der Mittagstafel, als der Husar Knappe in das Zimmer trat und mit dem gehörigen militairischen Anstand meldete, daß er mit dem Burgemeister einpassirt sei. — Kaum seinen Ohren trauend, ob er auch recht gehört habe, stand der General von seinem Sitze auf, ging an ihn heran, und fragte: Lebendig? — „Ja, Euer Excellenz!“ — erwiederte Knappe. Der erstaunte und zugleich erfreute Feldherr nahm den Husaren am Arm, führte ihn zu seinem eignen Sessel, und sagte: „Setze dich an meine Stelle, mein Sohn, und isß; du hast dein Mittagbrod besser als wir Alle verdient.“ — Nun wendete er sich zu den übrigen Offizieren der Tafel und sagte: „Meine Herren; dieser Husar hat heute dem Könige einen sehr wichtigen Dienst geleistet, der Jedem von uns Ehre machen würde.“ — Der General befahl, den Burgemeister in sein Kabinet zu bringen, um mit ihm zu sprechen. Eine Stunde darauf ward er schon in's Hauptquartier des Königs abgeführt. Knappe ließ sich's unterdessen wohlschmecken, denn er war hungrig.

Die Herren an der Tafel wollten gern eine ausführliche Relation seiner Heldenthat hören, allein er erklärte, daß er diese zu geben nicht im Stande sei. Das, was er ihnen sagen könne, sei: Er habe die Destreicher auf der entgegengesetzten Seite allarmirt; habe gewußt, daß alle, die ihm den Rücken deckten, brave Leute wären, auf die er sich verlassen könnte, und daß die sechs Husaren, die er bei sich gehabt, und mit denen er das Unternehmen eigentlich ausgeführt, entschlossene Männer wären, die eben so dächten, wie er. Uebrigens hätte er bloß so gehandelt, wie es erforderlich gewesen wäre, um am kürzesten zu seinem Ziele zu gelangen, und das Uebrige dem Glück anheim gestellt, das keinen beherzten und kühnen Soldaten im Stiche lasse.

Der General kehrte zur Gesellschaft zurück und gratulirte Knappe'n im Voraus zur Beförderung, da sein Offizier-Patent gewiß nicht lange ausbleiben würde. Diese Aeußerung, die für jeden Andern an seiner Stelle höchst erfreulich gewesen wäre, setzte den Husaren in große Unruhe. — Knappe hatte leider weder

lesen noch schreiben gelernt, die wohlthätige Einrichtung der Kompagnie- und Eskadronsschulen, deren Ihr, meine Freunde, Euch heute zu erfreuen habt, fand damals noch nicht statt; überdies war es Krieg, wo der Soldat mehr mit der Klinge als mit der Feder arbeiten soll. Er bat also inständigst, ihn mit der zugegebenen Ehre zu verschonen, der er sich auf keinerlei Weise würdig fühlte; er wolle als gemeiner Husar leben und sterben. Da kein Zureden half, ihn auf andere Gedanken zu bringen, so händigte ihm der General eine Börse mit Gold ein, welches er auf der Stelle mit seinen Kameraden theilte; in der Folge erhielt er vom Könige auf sein Verlangen eine schriftliche Versicherung, daß er, wenn er einst nicht mehr dienen könnte, sich dreist an Se. Majestät wenden dürfe. Knappe war damit sehr zufrieden, und bestand nachher noch manches Abentheuer während des Krieges.

Sein braver Rittmeister verschied später an den in der Schlacht bei Prag erhaltenen Wunden, und sein Nachfolger schlug ihn nach erfolgtem Frieden, wider seinen Willen, zum

Unteroffizier vor. Er besleißigte sich nun auch der bis dahin ganz vernachlässigten Schulkenntnisse, und machte den Feldzug von 1778 als Unteroffizier mit. Nur erst, als die Abnahme seiner Kräfte es durchaus nothwendig machte, meldete er sich als Invalide. Er ward bei der Spezialrevüe dem großen Könige vorgestellt, und berief sich auf das erhaltene Versprechen. Der König erinnerte sich noch des Vorfalles sehr lebhaft und fragte, was er nun verlange? „Einen Zollbereiterdienst in Oberschlesien“ — war die Antwort des ergrauten Kriegers. „Er soll den ersten haben, der vakant wird,“ erwiederte der König. — „Aber hat Er weiter keine Bitte?“ — „O ja, Euer Majestät; ich habe einen einzigen Sohn, den ich kümmerlich und mühsam erzog; er wünscht Chirurgus zu werden, und mir fehlen die Mittel dazu.“

Der König übernahm auch diese Sorge, und der Knabe ging bald darauf in eine Berliner Lehranstalt. Der Vater war, nach Aussage des damaligen Kriegs Raths von Walspeck, unter dem er stand, einer der vorzüglichsten

Zollbereiter, und mit seinem Loose völlig zufrieden.

**XLVI. Rechte Kameradschaft bewährt
sich in der Gefahr.**

Das Wort Kameradschaft — früher von jedem Soldaten mit einem Gefühle der Herzlichkeit genannt — hat heutigen Tages viel von seinem Werth verloren. Man würde Unrecht thun, die Ursachen dazu in Verminderung der Moralität zu suchen; sie mag in so fern ihren Antheil daran haben, als Selbstsucht und allzugroße Vorliebe für die theure Person des eigenen Ichs allerdings jetzt ungleich häufiger angetroffen werden als ehemals; allein die wahre Ursache, warum die Kameradschaft das nicht mehr ist, was sie einst war, liegt wohl in der kurzen Dienstzeit des Soldaten, und diese wieder in den Zeitverhältnissen. Ehedem, wo nämlich nur ein kleiner Theil des Volks im stehenden Heere diente, da konnte und mußte die Dienstzeit nicht anders als bedeutend lang ausfallen; jetzt aber, wo jeder Bürger für eine

gewisse Zeit zum Dienste im Heere verpflichtet ist, kann diese Zeit nur kurz seyn, denn wie wollte sonst die Reihe an Alle gelangen können? Indessen mit Bezug auf die Kameradschaft ist allerdings nicht zu läugnen, daß ein langjähriges Beisammenseyn in dem nämlichen Regimente die Soldaten enger an einander knüpft, als wenn dies nur für eine kurze Frist der Fall ist. Darum sollen sie das Band der kameradschaftlichen Liebe um so enger und herzlicher schließen, weil ihnen nicht wie sonst vergönnt ist, solches der Zeit anheim zu stellen. Ein Regiment, in welchem die Kameradschaft nicht herrscht, gleicht einer verwilderten Familie, deren Mitglieder zwar den nämlichen Namen führen, aber nicht mit demjenigen Grade der Verwandtenliebe verbunden sind, wie sie unter guten und moralischen Menschen herrschen soll. In einem solchen Regimente denkt jeder nur an sich zuerst, und nur an sich allein. Dieses selbstflüchtige Betragen verdient gerechten Tadel, denn wer kommt wohl häufiger in den Fall, die Liebe und Anhänglichkeit seiner Mitgenossen in Anspruch nehmen

zu müssen, als der Soldat! Wer aber von Andern etwas verlangt, muß auch bereit seyn, das Nämliche für Andere zu thun, oder er verdient den Namen eines Selbstüchtigen, oder wie es in der Kunstsprache heißt, eines Egoisten.

Ein egoistischer Soldat kann aber nie ein guter Kamerad seyn, und doch ist der Name „guter Kamerad“ das größte Lob, das ein Soldat dem andern geben kann. — Im Frieden wird der Mangel an Kameradschaft weniger bemerkbar, theils weil die Soldaten nicht so häufig beisammen sind, als im Kriege, theils weil es in der Garnison mehr Zerstreungen giebt, die im Kriege wegfallen. Endlich hat auch jeder Einzelne mehr Mittel in Händen, seine Bedürfnisse und kleine Sorgen zu befriedigen, dagegen im Felde oft einer dem andern einen Gefallen erzeigen und etwas für ihn thun muß, wenn er nicht selbst darben will.

Denkt Euch zum Beispiel, daß keiner Lust hätte, für den andern Holz und Wasser mitzubringen, wenn ein Kommando nach diesen im Kriege so unentbehrlichen Bedürfnissen aus-

geschickt wird, was würde wohl die nächste Folge sein? Würde nicht offenbar der Dienst eben so darunter leiden, als die Kameraden? Denn daß das ganze Regiment nicht nach Holz und Wasser geschickt werden kann, wird Euch einleuchten. Ihr seht also schon aus diesem einzigen unbedeutenden Beispiel, wie nothwendig es ist, daß Kameradschaft unter den Soldaten herrsche.

Gute und ächte Kameradschaft hat immer glückliche, — schlechte stets nachtheilige Folgen. Wo die Liebe waltet, herrscht auch allemal das Gute, und wer willig und bereit ist, seinem Nächsten zu dienen, wo er nur weiß und kann, der opfert sich auch eben so freudig für das Ganze auf; dagegen derjenige, der aus roher Selbstsucht nur sein Ich im Auge hat, sich auch wenig um den guten Fortgang des Ganzen kümmert. Manches sonst brave Regiment würde mehr geleistet haben, wenn ächte Kameradschaft in ihm geherrscht hätte.

Es ist ein herrliches und rührendes Schauspiel, wenn man im Kriege die Soldaten sich freudig einen für den andern hingeben sieht,

wenn man gewahrt, daß das Band der kameradschaftlichen Liebe Alle zugleich innig und fest umschlungen hat. Die Liebe und Anhänglichkeit seiner Kameraden ist in Augenblicken der Noth und des Leidens des Krieges schönster Trost.

Diese Wahrheit will ich Euch durch folgendes Beispiel anschaulich machen.

Einen Tag vor der Schlacht von Groß-Beeren — bekanntlich rettete diese siegreiche Schlacht die Hauptstadt des Reichs — und zwar am 22. August 1813, hatte ein Theil der damaligen v. Thümen'schen Brigade, so wie die Reservekavallerie unter dem General-Major v. Dypen und die ihr zugehörnde Batterie Nr. 5. des damaligen Hauptmanns v. Meindorf, ein heftiges und blutiges Gefecht bei Wittstock, fünf Meilen von Berlin, zu bestehen. Das Dorf Wittstock liegt an einem schmalen Damm, der durch sumpfige Wiesen führt, und dessen Vertheidigung den oben genannten Truppen aufgegeben war.

Der Feind drang heftig an, fand aber entschlossenen Widerstand, und nur erst, als seine

Macht so zunahm, daß die Zahl der Vertheidiger in ein zu auffallendes Mißverhältniß mit der Zahl der Angreifer trat, und das Gefecht ununterbrochen bis gegen Abend gedauert hatte, waren jene gezwungen, der Uebermacht zu weichen und sich in die Stellung von Groß-Beeren und Heinersdorf zurückzuziehen.

Der Feind säumte keinen Augenblick, die sich zurückziehenden Truppen zu verfolgen; kaum hatten diese die rückgängige Bewegung angetreten, so entwickelte er eine zahlreiche Artillerie diesseit des Damms und machte ein lebhaftes Geschützfeuer auf die Preußen.

Bei dieser Gelegenheit schlug eine Kanonenkugel in die hinter dem Geschütz reitenden Artilleristen einer Kanone; sie nahm dem Kanonier Reinlinger das rechte Bein weg, verwundete den Wachtmeister Schröpfer am Fuß, tödtete dessen Pferd und außerdem noch zwei Pferde von den übrigen Artilleristen, so daß diese einzige Kugel zwei Mann und drei Pferde außer Gefecht setzte.

Die Batterie konnte sich dieses Unfalls wegen nicht aufhalten, sondern setzte ihren Marsch

fort. Allein der Kanonier Przibilla blieb sogleich unaufgefordert zurück, stieg vom Pferde, zog zuerst den verwundeten Wachtmeister unter dem erschossenen Thiere hervor, hob ihn auf das seinige und bat ihn zurückzureiten, mit dem Bemerkten, daß er für seine Person sich schon zu helfen wissen werde. Auf diese Art wurde der Wachtmeister wirklich gerettet. — Przibilla's That gewinnt höhern Werth, wenn man bedenkt, daß er sie im heftigsten feindlichen Flintenfeuer ausführen mußte; denn der Feind hatte ansehnliche Schwärme von Tirailleurs vorgeschickt, die den weichenden Preußen einen tüchtigen Kugelregen nachsandten.

Der wackre Przibilla war nicht damit zufrieden, seinen Wachtmeister gerettet zu haben, er schnallte auch noch dessen Ledertasche vom Sattel des todten Pferdes los, in der Meinung, daß sie vielleicht für die Batterie wichtige Papiere enthalte, und wendete sich nun zu seinem unglücklichen Kameraden Reinsinger, der tödtlich verwundet am Boden lag und in seinem Blute schwamm. Die Gefahr wuchs mit jeder Sekunde, aber die Kamerad-

schaft siegte in der Brust des redlichen Mannes. Nachdem er den Verwundeten ebenfalls unter dem todten Pferde hervorgezogen hatte, lud er ihn sanft und sorglich auf den Rücken und trug ihn der Batterie nach. Mehrere hundert Schritte gelang es ihm, die theure Bürde zu tragen, als er erschöpft unter ihr niedersank. Reinlinger selbst drang jetzt in den braven Kameraden, sich nicht der Gefahr, um seinetwillen gefangen zu werden, auszusetzen, und fügte hinzu, daß er doch seinen Tod vor Augen sähe, und es ihm nur schmerzlich wäre, einen braven Mann fruchtlos aufgeopfert zu wissen. — Przibilla kam glücklich wieder bei der Batterie an, das Schicksal des armen Reinlinger ist aber nicht bekannt geworden; wahrscheinlich befreite ihn der Tod von seinen Schmerzen und von der Schmach, dem Feinde in die Hände zu gerathen.

Des redlichen Przibilla's That, die er aus reiner kameradschaftlicher Achtung und Liebe gegen seinen Wachtmeister und seinen hilflosen Waffenbruder unternommen hatte, ist nicht unbelohnt geblieben. Sie kam zur Kennt-

niß Sr. Majestät des Königs, und das eiserne Kreuz 2ter Klasse schmückte bald die Brust des Biedermanns. Es wird Euch, meine Brüder, freuen, wenn ich Euch sage, daß der brave Przibilla noch am Leben ist, und gegenwärtig in der zweiten reitenden Kompagnie der zweiten Artillerie-Brigade dient.

Das ist die Frucht ächter Kameradschaft. Wäre Przibilla ein selbstsüchtiger Mensch gewesen, der nur an sich allein und an seine eigne Erhaltung gedacht hätte, er würde den Wachtmeister und den verwundeten Kleininger haben liegen lassen, und der erste wäre in seinem hülflosen Zustande eine sichere Beute des Feindes geworden. — Bewahret darum Kameradschaft und brüderliche Anhänglichkeit für Eure Waffengefährten in Eurer Brust; wer weiß, ob Ihr selbst nicht zuerst in die Lage kommt, sie von Euren Brüdern in Anspruch zu nehmen. Habt Ihr Euch ihrer aber nicht in Zeiten würdig gemacht, so mögt Ihr Euch selbst anklagen, wenn sie Euch im Augenblicke der Noth im Stich läßt.

XLVII. Der seine Kanone auffuchende Russische Offizier.

In einer der vorigen Erzählungen — es war in Nummer XXXIX. — habe ich Euch ein Beispiel mitzutheilen versprochen, wie hoch der Werth der Kanonen in der Russischen Armee angeschlagen wird. Dasselbe ist in der hier folgenden Erzählung enthalten.

Spät am Abend des 16. Oktobers 1813, also am Abend des ersten Schlachttages von Leipzig, wurde dem damaligen Obersten von Bloß vom ersten Garde = Regiment gemeldet, es halte ein Russischer Offizier bei den Vorposten, und verlange durchgelassen zu werden. Bei näherer Untersuchung ergab sich, daß der Offizier keine andre Begleitung bei sich habe, als einen mit vier Pferden bespannten Vorderwagen einer Kanone, den man eine Proze nennt, und einige Artilleristen. Er kam damit von rückwärts her, und wollte durch die Vorpostenkette nach dem Feinde zu fahren.

Der Oberst von Bloß machte ihm begreiflich, daß dies nicht wohl angehe, indem

keine verbündeten Truppen weiter vor ständen, mithin er nur dem Feinde in die Hände fallen könnte; dabei zeigte er ihm sogar die nächsten feindlichen Wachtfeuer. Der Offizier bestand aber auf seiner Forderung, und als der Oberst ihn nach der Veranlassung zu dieser abentheuerlichen mißlichen Fahrt fragte, sagte er ihm Folgendes:

„Mir ist in dem heutigen Gefecht von meiner Batterie eine Kanone demontirt, d. h. ein Rad davon entzweigeschossen worden, und zwar in dem Augenblicke, wo ich eben aufproßen lassen wollte, um eine mehr rückwärtige Stellung zu nehmen, indem meine Batterie durch feindliche Kavallerie stark bedroht war. An Anbindung eines Schleppbaums war nicht zu denken, die Gefahr war zu nahe, und ich mußte mich entschließen, die Kanone stehen zu lassen.“

„Nun steht aber, wenn die Kanone in feindlichen Händen bleibt, meine Ehre auf dem Spiel, und ich werde kassirt. Ich bin daher entschlossen, die Kanone aufzusuchen und um jeden Preis zu retten. Beistand von andern

Truppen darf ich nicht erwarten, denn ich sehe wohl ein, daß Niemand gern ein Bataillon oder noch mehr daran wagen wird, um eine einzelne, noch dazu zerschossene Kanone zu retten; mithin bleibt mir nur übrig, das Unternehmen auf meine eigne Hand zu wagen.“

Der Oberst gab dem Offizier zu bedenken, daß ein solches Unternehmen noch mehr als gewagt zu nennen sei, indem auch nicht einmal die Wahrscheinlichkeit vorhanden wäre, unentdeckt durch die feindlichen Posten zu kommen; ferner, daß es beinahe unmöglich sei, den Fleck in der Nacht wieder zu finden, wo die Kanone stehen blieb, und endlich, wie mit allem Recht zu vermuthen stände, daß der Feind sie längst rückwärts und in Sicherheit geschleppt haben würde. Er setze also nicht nur seine Person, sondern auch die bei sich habende Mannschaft und die Proze mit den vier Pferden obenein auf's Spiel.

„Ich sehe das alles ein,“ erwiderte der Offizier, „allein mir bleibt in meiner Lage nichts anders übrig. Ich kenne den Platz ganz genau, wo ich die Kanone stehen lassen

mußte, hoffe unter dem Schutze der Nacht unentdeckt durch die feindlichen Posten zu kommen, und verlasse mich auf das Glück, das verlorne Geschütz noch vorzufinden.“

Angenommen, es gelänge Ihnen das Alles, meinte der Oberst, wollen sie wirklich hoffen, glücklich wieder zurückzukommen?

„Auch das muß ich dem Glück und meinen guten Pferden anheim stellen. Ich kehre übrigens mit dem Geschütz oder gar nicht wieder, denn ich will lieber den Tod von Feindes Hand sterben, als entehrt seyn.“ Hiermit erneuerte der Offizier seine Bitte, daß man ihn durchlassen möchte, und sie ward ihm gewährt.

Theils Erstaunen über das gefährliche Wa= gestück, theils Bewunderung über den Muth des Offiziers fesselten die Vorposten, als sie ihn mit der ledigen Proze zwischen sich durchfahren sahen, und alle wünschten im Herzen, daß ihm das dreiste Unternehmen gelingen möge. Mit gespannter Aufmerksamkeit sahen sie ihm nach und behielten die feindliche Wacht= feuer-Linie scharf im Auge, jeden Augenblick gewärtigend, daß Flintenschüsse ihnen sagen

würden, der Offizier sei entdeckt und ein Opfer seiner Dreistigkeit geworden. Allein es blieb Alles still.

Nach Verlauf von einer Stunde war der Offizier wieder da, und zwar — mit der geretteten Kanone. Der Oberst wollte seinen Augen nicht trauen, und seine erste Frage war nach den nähern Umständen des Abentheuers.

Der Offizier berichtete, er sei an einer Stelle, wo die Wachtfeuer ziemlich entfernt von einander wären, glücklich durch die feindliche Postenkette gekommen, habe nach anfangs vergeblichem Suchen den Platz endlich wieder gefunden, wo seine Batterie am Morgen gestanden hatte, und zu seiner großen Freude das Geschütz noch in derselben hilflosen Lage angetroffen, in welcher es verlassen worden war. Seine Leute hätten still und schnell einen Schlepbaum angebunden, und auf demselben Wege, der ihn hingeführt, sei er wieder zurückgelehrt.

Man kann sich das Gefühl der Freude denken, das die übrigen Artilleristen beseelt haben muß, als der Offizier mit seiner theuern

Beute wieder bei seiner Batterie angekommen ist.

Aus dieser Erzählung könnt Ihr, meine Freunde, manches Nützliche lernen.

Erstens könnt und werdet Ihr dem Muth und der Kühnheit des Offiziers und seiner Mannschaft Eure Bewunderung nicht versagen, und wenn Ihr Euch die ganze Lage der Dinge recht lebhaft versinnlicht, wird diese Bewunderung sich noch höher steigern.

Zweitens macht es den Gesinnungen eines Soldaten die größte Ehre, wenn er den in seiner Armee herrschenden Grundsätzen, selbst wenn sie ein wenig zu hoch gespannt seyn sollten, mit aller Hingebung nachlebt, und selbst dann noch nach ihrer Erfüllung strebt, wenn auch die Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs noch so gering, vielmehr sein eigener Untergang als gewiß abzusehen ist.

Drittens wird dadurch eine Wahrheit auf's Neue bestätigt, auf die ich Euch in diesen Erzählungen mehrmal schon aufmerksam machte, nämlich: daß das Glück fast jedesmal die Kühnheit krönt. Je kühner und gewagter ein

Unternehmen erscheint, desto glücklicher läuft es gewöhnlich ab, und ein recht dreister und beherzter Soldat wird dadurch oft das Unmöglichstcheinende möglich machen können.

Endlich lernt Ihr aus dieser Erzählung, wie vortheilhaft und nützlich es für den Soldaten ist, wenn er sich auch in der Nacht zurecht zu finden weiß. Man nennt dies: sich zu orientiren verstehen, und ein Soldat, der sich nicht zu orientiren weiß, geräth im Felde jeden Augenblick in Verlegenheit, besonders des Nachts, wo der Schimmer der Wachtfeuer ohnehin das sich zurecht finden sehr erschwert. Den untrüglichen Fingerzeig, um sich in der Nacht zu orientiren, finden wir in den Sternen, die man auch deshalb wohl die himmlischen Wegweiser zu nennen pflegt; die Kenntniß von dem Gange der Gestirne heißt die Sternkunde oder Astronomie. Die Russen haben viel natürliche Anlage zur Kenntniß der Gestirne, das beweisen die Kosacken, die oft viele Meilen Weges ohne Boten, ohne die Landessprache zu verstehen, sich in einem fremden Lande zurecht zu finden wissen. — Sollten

wir Deutsche es nicht eben dahin bringen können, wenn wir anders nur Lust haben, uns dazu die Mühe zu geben?

XLVIII. Das Weiterlied.

Der Name Schiller, dieses unsterblichen, von Niemand — im In- und Auslande — noch erreichten oder gar übertroffenen Dichters, kann keinem gleichgültig seyn, dem der Sinn für das geistige Schöne nicht ganz fremd ist. Es sind nicht die Gesellschaften der Vornehmen allein, in denen Schillers Name mit Liebe, Werthschätzung und Bewunderung genannt wird; nein, auch in den Kreisen des Mittelstandes und den der niedern Volksklassen feiert man diesen Namen mit Begeisterung, weil Schiller auch zum Herzen und zum Gemüthe des Volks zu reden wußte. Vor allen aber zollt ihm der Soldat den Tribut der Bewunderung, weil er von allen deutschen Dichtern der einzige ist, der das Leben des Soldaten in seiner wahren natürlichen Gestalt treu schilderte, ansprechend sang, und auf eine

hinreißende Weise mit den Anforderungen der Dichtkunst zu verflechten mußte. Schiller hat das Leben und den Tod Wallensteins, dieses bekannten Feldherrn des dreißigjährigen Kriegs, in zwei berühmten Dichtungen meisterhaft dargestellt, und die Schauspielkunst, die man auch wohl die dramatische zu nennen pflegt, gab sie dem Volke in anschaulichen Bildern wieder. So groß auch das Verdienst des Dichters in beiden Werken ist, so setzt sein Vorspiel: „Wallensteins Lager“ ihm dennoch die Krone auf. Hier sieht der Zuschauer das Leben und Weben, das Treiben und Thun des Soldaten auf der großen kriegerischen Bühne aus der Wirklichkeit entlehnt, und findet sein eigenes Bild treu im Bilde wieder. Nicht wie andere Dichter, die das Leben des Soldaten von einer Seite darstellen, die es nicht hat, — schöpfte Schiller aus der tiefsten Quelle der Natur, und förderte so ein Meisterstück zur Reife, das noch nach Jahrhunderten ein solches genannt werden wird, so lange nur noch die Deutsche Sprache lebt.

In diesem Vorspiel befindet sich ein Lied,

das Ihr Alle unter dem Namen des Reiter-
Liedes kennt, und gewiß hundertmal auf der
Feldwacht, auf dem Marsche, im Quartier, in
Euren fröhlichen Kreisen und Gesellschaften
gesungen habt. Habt Ihr auch wohl, meine
Brüder, Euch jemals die Mühe gegeben, über
den eigentlichen Sinn dieses schönen Liedes
Betrachtungen anzustellen, über das, was der
große Dichter mit den einzelnen Strophen
gemeint, was er mit diesen oder jenem sagen
will? — Vergönnt mir, Eurer eignen gesun-
den Urtheilskraft dabei zu Hülfe zu kommen,
und den Versuch zu wagen, Euch dieses herr-
liche Lied, seinem innern Sinne nach, zu er-
klären, damit nicht vielleicht Mancher unter
Euch auf Abwege gerathe, den Dichter falsch
verstehe, und dadurch eine unrichtige Meinung
bekomme; denn oft schon hat die herrlichste
Rede, das trefflichste Gedicht Uebles gestiftet,
weil der Zuhörer oder Leser den Sinn miß-
verstand. Ich könnte Euch ein andres, eben-
falls von Schiller verfaßtes Gedicht als
Beispiel nennen, das vielen Schaden gestiftet
hat, weil die Menschen seinen Sinn nicht ver-

standen; doch dies würde uns zu weit führen, und ich bleibe bei unserm Reiterliede stehen.

In diesem Liede treten ein Wachtmeister und mehrere Soldaten auf, von denen nach und nach Jeder einen Vers singt; nach Beendigung jedes einzelnen Verses wiederholen Alle die beiden letzten Reihen oder Strophen, und das nennt man einen Chor.

Ein Kürassier beginnt das Lied also:

Wohl auf, Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd;

In's Feld, in die Freiheit gezogen!

Gleich in der ersten Reihe hört man den Reiter sprechen, der sich keine kriegerische Handlung, überhaupt kein kriegerisches Leben, ohne zu Pferde zu sitzen, denken kann. — Der Wunsch: in's Feld zu ziehen, ist dem Soldaten der natürlichste und wahrlich verzeihlichste; denn nicht mit Unrecht vergleicht man den Soldaten im Frieden mit dem Fische auf dem Trocknen. — Darum fügt auch der Kürassier sogleich hinzu:

Im Felde, da ist der Mann noch was werth,

Da wird das Herz noch gewogen.

wobei die letzte Reihe sich darauf bezieht, daß

ohne Herz, ohne Muth zwar eigentlich kein Soldat denkbar sei, jedoch daß Herz und Muth grade im Felde am meisten in Anspruch genommen werden. — Jenen Ausdruck: „in die Freiheit ziehen“ müßt Ihr dagegen nicht falsch verstehen. Es ist hier nicht von einem solchen Zustande der Freiheit die Rede, in welchem der Soldat gradezu thun kann, was er will, und sich allen seinen Neigungen frei und ohne Rücksicht überlassen darf: sondern das Wort drückt vielmehr aus, daß der Krieg dem Soldaten die Freiheit, kriegerisch zu handeln, gewährt, oder mit andern Worten: des Soldaten Neigung zu großen, ächt kriegerischen und glänzenden Waffenthaten zur freien Wirksamkeit befördert. Auch bezieht sich hier — als Kavallerist gesprochen — das Wort auf das freie Feld, als den eigentlichen Tummelplatz eines braven Reiters.

Die Schlusfreihen dieses Verses sind:

Da tritt kein Andern für ihn ein,

Auf sich selber steht er da ganz allein.

Der Sinn dieser Worte ist an sich klar und verständlich; auch habe ich in einer frühern

Erzählung bereits versucht, Euch einige Bemerkungen über diese Stelle zu machen.

Nachdem der Chor diese beiden letzten Reihen wiederholt hat, tritt ein Dragoner mit den Worten auf.

Aus der Welt die Freiheit verschwunden ist,

Man sieht nur Herren und Knechte;

Die Falschheit herrscht, die Hinterlist

Bei dem feigen Menschengeschlechte.

Der wackre Dragoner will durch diese Stelle darauf hindeuten, daß Treue und Redlichkeit in der Welt immer sparsamer angetroffen werden, daß die Menschen in ihrer Verderbtheit immer tiefer sinken; und um dies in seinem verzeihlichen Unmuth recht deutlich zu bezeichnen, nennt er das ganze Menschengeschlecht feige, d. h. schwach und nicht stark genug, das Gute üben zu wollen. So wie aber der Mensch sich vom Guten entfernt, benimmt er sich selbst die Freiheit der Handlung, und diese Freiheit ist es, auf welche die erste Reihe dieses Verses ebenfalls hindeutet. — Der Ausdruck: Knecht soll sich auf die Knechtschaft des Gemüths, auf unwürdige niedrige Unterwür-

würdigkeit der Seele beziehen, die keinem Manne ziemt, der sich selbst achtet. Daß der Dragoner dabei die Seelengröße vor Augen hat, die grade im Stande des Kriegers, in Gefahren und Tod ihre schönste Nahrung findet, das geht klar und deutlich aus den folgenden beiden Schlußreihen seines Verses hervor:

Der dem Tod in's Angesicht schauen kann,

Der Solbat allein ist der freie Mann.

Ja wohl, wer dem Tode dreist und unverzagt in's Angesicht zu schauen vermag, der muß frey seyn von niederen Leidenschaften, die des Menschen unwerth sind, der muß wahre Freiheit der Seele besitzen. Denn die Erfahrung lehrt es häufig, daß Menschen, welche niederen Leidenschaften sich ergeben, z. B. dem Trunke, dem Spiele, — Menschen, die ihren Mitbrüder beneiden, mißgünstig gegen das Glück Anderer, mit einem Worte: schlechte Menschen sind, auch selten brave Soldaten seyn werden. Um brav zu seyn, um vor dem Tode nicht zu fliehen, muß der Mensch gut seyn; der Schlechte aber fürchtet den Tod, weil ihm vor dem Richter über den Wolken hängt.

Den dritten Vers beginnt ein reitender Jäger also:

Des Lebens Aengsten, er wirft sie weg,

Hat nichts mehr zu fürchten, zu sorgen;

damit will der kühne Jäger sagen, daß es nicht gut sei, wenn der Soldat allzusehr an den kleinen Gemächlichkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens hängt. Der Ausdruck: „er hat nichts zu sorgen“ hat eine doppelte Bedeutung. Einmal wird von oben herab für den Soldaten im Kriege nach Möglichkeit gesorgt, so daß er um sein täglich Brod nie verlegen ist; zweitens steht der Soldat in Bezug auf sein Schicksal unter der beständigen Sorge seiner Vorgesetzten, seiner Anführer, die für ihn denken, oft für ihn wachen und handeln, mit einem Worte, im edleren Sinn Sorge für ihn tragen. Darum, und weil der Feldherr und die Offiziere für den Soldaten sorgen, hat er auch „nichts zu fürchten,“ und in dieser Uebersetzung fährt der Jäger fort:

Er reitet dem Schicksal entgegen fest,

Triffst's heute nicht, trifft es doch morgen.

womit er andeuten will, daß der Soldat sei-

nem Schicksale und dem, was über ihn beschlossen ist, nicht entrinnen kann, mithin sich ihm dreist entgegen stellen soll. Und um die köstliche Zeit nicht mit unnützen Grillenfängen zu verderben über eine Zukunft, die doch nur allein in des höchsten Gottes Hand liegt, ruft er seinen Kameraden zu:

Und trifft es morgen, so laßt uns heut

Noch schlürfen die Reize der köstlichen Zeit.

Wohl soll der Soldat genießen, was sich auf seinem oft rauhen und unebenen Wege ihm darbietet, allein er soll es mit Verstand und Mäßigung thun. Nicht hinunterstürzen den Becher der Freude, sondern mäßig und langsam; darum bedient sich auch der sinnvolle Dichter des bedeutenden Wortes: schlürfen. Der rohe, sinnliche Mensch verschlingt den Genuß, der kluge und verständige schlürft ihn mit Bedacht, und vergißt niemals, daß auf Heute ein Morgen folgt.

Daß der Soldat unter dem Schutze des Himmels steht, daß die Vorsicht über ihn wacht, und über sein Schicksal nach ihrer höchsten Weisheit entscheidet, das drückt der kräf-

tige Wachtmeister im vierten Verse recht deutlich in den Worten aus:

Von dem Himmel fällt ihm sein lustig Loos,
Braucht's nicht mit Müß' zu erstreben;

Wenn er dagegen hinzusetzt:

Der Fröhner, der sucht in der Erde Schatz,
Da meint er den Schatz zu erheben.
Er gräbt und schaufelt, so lange er lebt,
Und gräbt, bis er endlich sein Grab sich gräbt.

so will er dadurch auf das ungebundene, fröhliche und sorgenfreie Leben des Soldaten hindeuten; auf die Leichtigkeit, mit der alle seine Bedürfnisse befriedigt werden, ohne daß er durch mühsame Arbeit sich dessen Bissen Brod im Schweiß seines Angesichts zu erschwingen braucht. Nicht Verachtung gegen die arbeitende und handeltreibende Klasse der übrigen Menschen soll in diesen Worten liegen, sondern nur Selbstachtung des Soldatenstandes und eine freie Hinweisung auf die glänzenden Thaten, die der Soldat auf dem Felde der Ehre vor den Augen der Welt zu verrichten Gelegenheit hat. Diese Gelegenheit geht dem Fröhner ab, und um so höher soll der Soldat

sie erkennen, um so begieriger sie ergreifen, wenn sie sich ihm darbietet. Wollen wir Anspruch auf den Glanz unsers Standes haben, so müssen wir uns auch desselben durch große und glänzende Thaten würdig zu machen suchen.

Der muntre Jäger, der den dritten Vers sang, singt nun den fünften:

Der Reiter und sein geschwindes Roß,

Sie sind gefürchtete Gäste!

Es flimmern die Lampen im Hochzeitschloß;

Ungeladen kommt er zum Feste.

Auch diese vier Reihen haben einen doppelten Sinn. Das Wort Gast bezieht sich nämlich nicht nur darauf, daß der Soldat in der That ungeladen, oft unangemeldet überall hinkommt, sondern vielmehr darauf, daß er dem Feinde ein gefürchteter Gast seyn soll. Darum pflegt man auch wohl von schlechten Soldaten, wenn sie unsere Feinde sind, zu sagen: Es sind höfliche Gäste. Der Reiter soll aber seinen Feinden kein höflicher, sondern ein gefürchteter Gast seyn, d. h. wo er mit seinem Schwerte einkehrt, da sollen Späne fallen.

Die nun folgende Stelle:

Er weilt nicht lange, er zeigt kein Gold:
Im Sturm erringt er den Minnesold.

und der folgende Vers des Kürassiers:

Warum weint die Diru und zergrämt sich schier?
Laß fahren dahin, laß fahren!
Er hat auf Erden kein bleibend Quartier,
Kann treue Lieb' nicht bewahren.
Das rasche Schicksal, es treibt ihn fort;
Seine Ruh' läßt er an keinem Ort.

beziehen sich auf das Verhältniß des Soldaten zum zweiten oder schönen Geschlecht.

Das schöne Geschlecht wird nicht mit Unrecht zuweilen auch das eitle genannt, und der Fall ist wohl so selten nicht, daß ein schmucker, sauber gekleideter Soldat bei einem eitlen Frauenzimmer in einem Tage weiter kommt, als mancher Bürger in vier Wochen, und darauf soll sich die Stelle: „Im Sturm erringt er den Minnesold“ beziehen. Man würde aber den Sinn dieser Stelle schlecht verstehen, wenn man sie so auslegen wollte, als solle der Soldat deshalb auf jedes hübsche Mädchen losstürmen, weil er vielleicht einen leichten Sieg zu erwarten hat. Im Gegen-

theil, es giebt nichts Verächtlicheres, als einen Soldaten, der, wie man sagt, jeder Schürze nachläuft. Er soll dies den jungen, unnützen Müßiggängern überlassen, und auf sich selbst zu viel halten, um sich mit jenen Vassen in einen Rang zu stellen.

Wenn ferner der Soldat weiß, daß seine Verhältnisse ihm nicht verstaten zu heirathen, so soll er deshalb doppelt auf sich wachen, daß er keinem biederem Mädchen etwas in den Kopf setzt, das er als ehrlicher Mann nicht auch zu erfüllen im Stande ist. Und je mehr ihm das Mädchen dabei entgegen kommt, je williger es seine Bewerbungen aufnimmt, desto mehr soll er auf sich wachen und sich nicht vielleicht zu Versprechungen verleiten lassen, die, wenn sie nicht erfüllt werden, das Unglück des Mädchens begründen.

Die Stelle: „Was weint die Dirn“ u. s. w. bezieht sich daher auch nur auf diejenige Klasse von Frauenzimmern, welche leichtsinnig genug sind, ihr Wohl dem flüchtigen Rausche eines leidenschaftlichen Augenblicks zu opfern, und darum hat der feinsinnige Dichter sich

absichtlich des Wortes: Dirne bedient, weil das Wort Dirne grade für solche Frauenzimmer der rechte Ausdruck ist. Eine gleiche Bewandniß hat es mit dem Ausspruche: „kann treue Lieb' nicht bewahren.“ Diese Stelle enthält mehr eine gutgemeinte Warnung für die leichtsinnigen Dirnen, als daß sie sich auf das bezöge, was man wirklich unter „treuer Liebe“ versteht. Es wäre ein großes Unglück, wenn der Soldat treue Liebe nicht bewahren könnte. Im Gegentheil, hat er einem rechtschaffenen Mädchen seine Liebe geschenkt, und ist er mit ihm in den Stand der heiligen Ehe getreten, so soll er ihr seine Liebe treu und redlich bewahren, wie es einem rechtlichen und ehrliebenden Manne zukommt. Denn ein Weib legt ihr ganzes Erdenglück in die Hand des Mannes, mit dem es an den Altar tritt, und pfui! über ihn, wenn er es durch Untreue betrügen könnte!

Wenn aber der Dichter sagt: „Seine Ruhe läßt er an keinem Ort,“ so meint er damit, daß, wenn der Soldat in's Feld rückt, er nicht mit seinen Gedanken daheim bleiben,

und weichlich und weibisch an seine Hinterlassenen denken soll, weil er sich dadurch für seine ernsteren kriegerischen Pflichten unfähig macht. Ein Soldat, der allzu ängstlich an seine Familie denkt, wenn die Trompete ihn zur Schlacht ruft, ist nur ein halber Soldat! Hat er gottesfürchtig gelebt, so mag er dreist seinem Schicksal entgegen gehen; fällt er in seinem Berufe, so lebt Gott und sein König noch, die sich beide seiner Wittwe, seiner Waisen erbarmen werden. Noch ist keine rechtschaffene Soldatenwittwe verhungert, wenn ihr Mann ein braver Mann war, und sie selbst Lust zu arbeiten hatte. Doch eben deswegen soll der Soldat doppelt vorsichtig seyn; wenn er seine Hand einem Mädchen am Altare reicht, daß seine Wahl auf ein sittliches, frommes und arbeitsames Frauenzimmer falle, das seinen Waisen eine treue Mutter bleibt, wenn die Vorsehung ihn zu früh vom Schauplatz dieser Erde abruft.

Den letzten Vers dieses herrlichen Liedes singt der reitende Jäger also:

Drum frisch, Kameraden, den Rappen gezäumt!

Die Brust im Gesechte gelüftet!

Die Jugend brauset, das Leben schäumt:

Frisch auf! eh' der Geist noch verduftet.

Nie ist wohl ein Anklang an die Bestimmung unsers ehrenvollen Standes mit weniger und kräftigeren Worten bezeichnet worden, als in diesen sinnreichen vier Reihen! Wir sollen die Brust im Gesechte lüften, damit das Herz freier in ihr poche, der Durst nach Großthaten in uns entbrenne, der Drang zu glänzenden Handlungen in uns aufflamme! Wir sollen mit brausendem Jugendfeuer in den Feind gehen und den herrlichen Geist nicht verduften, nicht verfliegen lassen! Der Augenblick des Sieges will schnell, kühn und kräftig erfaßt seyn! Schnelligkeit, Kühnheit und Kraft sind aber die Gefährten der Jugend!

Endlich schließt das Lied mit den beiden Reihen:

Und seht Ihr nicht das Leben ein,

Nie wird Euch das Leben gewonnen seyn!

Ihr Sinn ist klar und verständlich, und bedarf keiner weitern Erklärung. Wer etwas gewinnen will, der muß etwas einsetzen.

Aber nicht um das Leben, im gemeinen Sinn des Worts, handelt es sich hier, nein, um das Leben im höhern Sinn, um das Leben des Vaterlandes, seine Freiheit, seine Unabhängigkeit, seine Selbstständigkeit. Wird das Leben eines Staats durch feindlichen Andrang von außen gefährdet, so sollen die Soldaten dieses Staates seine Schutzengel werden. Sie sollen ihr eignes Leben freudig einsetzen, um das Leben ihres Königs, ihres Vaterlandes zu gewinnen, zu retten, zu erhalten.

Wohlauf, Brüder! Reicht Euch die Hand! Auch wir wollen dereinst freudig unser Leben einsetzen, wenn das Leben unsers Königs, unsers Vaterlandes in Gefahr ist. So thaten es unsre Väter, als sie eingingen in die Hallen des ewigen Ruhms; so hauchte es der Geist des unsterblichen Dichters im Liede uns zu!

XLIX. Der Soldat im Kampfe mit Bauern.

Oft schon ist die Frage aufgeworfen worden: Soll, wenn ein Land mit Krieg überzogen ist,

der Bauer Theil am Kampfe nehmen oder nicht? — Diese Frage läßt sich weder mit Ja, noch mit Nein beantworten, sondern bedarf einer nähern Beleuchtung.

Obgleich der Krieg ein Zustand ist, der keine Gesetze zu haben scheint, so ist dem doch nicht so. Wohl hat der Krieg gewisse Gesetze, die von allen gebildeten Völkern als gültig anerkannt werden, und daraus bilden sich die Begriffe von Völkerrecht und Kriegsgesetz.

Wehrlose niederstoßen, Gefangene mißhandeln, friedliche Wohnungen aus Muthwillen oder Rachsucht anzünden, sich vergifteter oder anderer unmenschlicher Waffen bedienen, das alles streitet gegen das Völkerrecht, und wenn dergleichen im Kriege vorkommt, so wird ein Volk verachtet, das sich solche Unthaten zuschulden kommen läßt. — Auch dem Feinde das gegebene Wort halten, Pardon geben, wenn der Besiegte darum bittet, Pferde und Waffen der Gefangenen als Eigenthum des Staats ansehen und sie abliefern, das Eigenthum des Landmanns ehren u. s. w., das gehört zum Kriegsgesetz. Wer dagegen handelt, den nennt

man einen ehrlosen Feind, der den Soldaten zum Straßenräuber herabwürdigt.

Das Oberhaupt des Staats, der Monarch, ruft einen Theil seines Volks zu den Waffen, und der Aufgerufene nimmt den Namen eines gesetzlich Bewaffneten an. Die Aufgerufenen werden gewöhnlich in drei Klassen getheilt, die man stehendes Heer, Landwehr und Landsturm nennt; alle diese drei Klassen können sich als gesetzlich bewaffnet betrachten: fallen sie dem Feinde in die Hände, so hat er kein anderes Recht über sie, als das ihm durch das Kriegsgesetz über sie geworden ist, nicht aber darf er sich erlauben, sie z. B. durch ein Militairgericht zu verurtheilen, oder durch ein Exekutionskommando erschießen zu lassen. Thut er es, so handelt er gegen das Kriegsgesetz.

Ganz anders verhält es sich mit solchen Leuten, die zu den Waffen greifen, ohne sich unter ein gemeinsames, vom Könige dazu ernanntes Oberhaupt gesetzlich zu versammeln; sie stehen nicht mehr unter dem Schutze des Kriegsgesetzes, und wenn sie dem Feinde in die Hände gerathen, so hat er Recht, wenn

er sie durch ein Militairgericht verurtheilen und erschießen oder aufhängen läßt. — In diese Klasse gehören z. B. Bürger oder Bauern, die sich in ihren Häusern verstecken, und einzeln aus den Fenstern auf den Feind schießen; oder Landleute, die sich in kleinen Trupps ohne gesetzliche Anführung in den Wäldern verbergen, dort den vorüberziehenden einzelnen Soldaten oder kleinen Abtheilungen auflauern und sie ermorden. Alle solche werden als Räuber betrachtet und als solche behandelt, wenn man sie erwischt. So wurde im letzten Feldzuge ein Offizier von unsrer Brigade von einem feindlichen Bauer heimlich ermordet, als er einen Boten zu holen in sein Haus trat. Das Militairgericht verurtheilte ihn zum Tode, das Haus aber, worin die Mordthat verübt ward, wurde angesteckt und der Erde gleich gemacht, und das von Rechtswegen. Der Präsekt des Departements mußte selbst ein Zeuge der Exekution seyn, zum Beweise, daß sie gesetzlich vollführt ward.

Glaubt übrigens sicherlich, daß selten wahrer Muth und ächte Vaterlandsliebe die Bürger

und Bauern zu solchen einzelnen Unthaten verleitet. Wären sie von beiden wahrhaft befeelt, ei, so würden sie sich an das stehende Heer oder die Landwehr reihen, oder — wenn sie zu alt sind — einen Platz im Landsturm einnehmen. Dazu fehlt es ihnen aber an Muth, und sie ziehen es vor, wie Banditen sich zusammen zu rotten und zu lauern, bis ein einzelner Feind ihnen gleichsam in das Netz läuft. Mit solchen Leuten hat man dann auch kein Mitleid.

Als wir im Frühjahr 1814 in Frankreich einrückten, hatten sich mehrere kleine Banden von bewaffneten Bauern gebildet, die in den dicksten Wäldern sich aufhielten und dort ihr grausames Handwerk trieben. An größere Trupps machten sie sich nicht, dazu fehlte es ihnen an Muth; den Reihen ihrer befreundeten Krieger sich anzuschließen, hatten sie auch keine Lust, weil ihnen das gesetzlose Leben mehr behagte; sie lauerten also auf einzelne Preußen oder Russen, die entweder vom großen Haufen abgetrennt, oder vielleicht auf Patrouillen ausgeschiedt waren, fielen über diese her, brach-

ten sie auf eine grausame Weise um's Leben und bereicherten sich durch Plünderung ihres Eigenthums.

Selten, sage ich, besitzen solche Schufte wahren Muth, und wenn sie auf einen entschlossenen Gegner stoßen, und dieser anders Zeit genug übrig behält, sich in mehrfache Verfassung zu setzen, kann ein einzelner Soldat es oft mit zehn oder mehr solcher Buben aufnehmen und sie zu Paaren treiben. Hiervon will ich Euch ein Beispiel erzählen.

Am 8. März 1814 wurde vom Schlesiſchen Schützenbataillon ein Kommando abgeschickt, um die benachbarten Wälder von den insurgirten, d. h. ungesetzlich bewaffneten Bauern, zu reinigen, die sich schaarenweise darin versteckt hatten, und den schändlichsten Unfug gegen einzelne Soldaten oder Verpflegungstransporte des verbündeten Heeres ausübten.

Das Kommando stieß auch bald auf einige solcher Haufen, und es kam zu einem kleinen Gefechte; denn obzwar die Bauern nicht montirt waren, sondern sich in ihren blauen Ueberhemden umhertrieben, hatten sie sich doch mit

Flinten, Pistolen, Säbeln, Pulver und Blei wohl versehen. Bei dem Kommando befand sich ein Schütze, Namens Ferdinand Hocke, ein braver, entschlossener und dabei verschlagener Mann. Sobald das Kommando auf einen Trupp insurgirter Bauern stieß, ging Hocke ihnen für seine Person ganz allein in die Flanke, erhob hier ein Lärmen, sprach allerhand Kommandowörter mit verstellter Stimme aus, und machte so die Bauern glauben, der ganze Busch stecke auf dieser Seite voll Preußen. Plötzlich brach er mit einem Hurrah! vor, und stürzte sich mitten unter den Bauerntrupp, der 14 Mann stark war. Leute dieses Schlagens verlieren leicht die Fassung. So auch hier. — Entsetzt vor dem Anblick des herzhaften Preußen, warfen sie ihre Waffen von sich und baten um ihr Leben, das ihnen der Schütze auch bewilligte, und sie im Triumph als seine Gefangenen zu dem Kommando abführte.

Ihr seht daraus, lieben Freunde, daß es nicht immer die Zahl unserer Feinde ist, die wir beachten sollen. Wo wahrer Muth und ächte Herzhaftigkeit mangeln, hilft auch die

Uebermacht nichts, und die furchterfüllte Menge streckt die Waffen vor dem furchtlosen und entschlossenen Einzelnen. Die vierzehn Bauern mögen sich später weidlich geschämt haben, als sie gewahr wurden, daß sie es nur mit einem einzigen Gegner zu thun gehabt hatten; allein es war zu spät. Sie hatten ihre Waffen bereits von sich gelegt, — ihr Loos war geworfen.

L. Soldatenfreunden.

Wie oft hört man nicht den Stand des Soldaten einen freudenlosen nennen; wie Mancher meint, er sei nur aus Beschwernissen, Mühseligkeiten und Gefahren aller Art zusammengesetzt, ohne den mindesten Ersatz dafür zu geben! Wie falsch ist nicht diese Meinung des Unverstandes! — Es ist wahr, der Soldat muß zuweilen Beschwernisse erdulden und Mangel leiden, was dem Bürger, wenn er anders wohlhabend ist, nicht so leicht geschehen kann; er muß mit Gefahren kämpfen, die der Bürger nur von Hörensagen kennt: allein er

genießt auch Freuden, die der Bürger gänzlich entbehren muß, und darum von ihnen keinen Begriff hat.

Nicht von dem äußeren Glanze unsers Standes soll hier die Rede seyn, obzwar er für den jungen Mann nicht ohne Werth ist; denn die Jugend hängt einmal an dem Aeußeren und freut sich des Schimmers, und wer zieht nicht gern stattlich im Glanze der Waffen, unter dem Schmettern der Trompeten, dem Wirbeln der Trommeln, dem Schalle der Kriegsmusik durch die Straßen, und ergötzt sich an den fröhlichen Gesichtern der Zuschauer, dem beifälligen Lächeln der Frauen und Mädchen, dem Jauchzen der Kinder!

Allein unser Stand bietet uns vielfältige andre und edlere Freuden dar, sowohl im Frieden als im Kriege. Die höchsten Freuden kann der Soldat freilich nur im Kriege genießen, weil er da erst das ganz seyn kann, was er so gern seyn möchte. Der Krieg entwickelt erst die rechte Bestimmung des Soldaten, mithin auch die daran geknüpften Freuden. Welch tiefer Sinn liegt nicht in den Worten des

geistreichen, unsterblichen Schiller, wenn er in seinem Reiterliede sagt:

Da tritt kein Andreer für ihn ein,

Auf sich selber steht er da ganz allein.

Wahrlich, es ist ein schönes und herzerhebendes Gefühl, zu wissen, daß der Augenblick gekommen ist, wo der Soldat seinem Mann stehen muß, wo das Herz gewogen wird, und nur die Schale des Muthigen und Beherzten sinkt, während die des Feigherzigen hoch in die Höhe schnellt. Das Bewußtseyn, ein Mann zu seyn, im ganzen Sinne des Worts, wird dem Manne erst klar, wenn die Trompete tönt, und die erste feindliche Kugel ihm über den Kopf faust. Die Alten stimmten ein Freudengeschrei an, wenn sie des Feindes Angesicht sahen, sie ließen Pauken und Trompeten erschallen, ihre Freude zu bezeichnen. — Auch in unsern Tagen haben wir Truppen auffjauchzen hören, wenn der Befehl, an den Feind zu gehen, ihr Ohr erreichte; die Freude blitzte aus ihren Augen, die Freude, nun zeigen zu können, daß sie sind, was sie heißen: Soldaten im ächten Sinne des Worts. Wie ganz an-

ders spricht sich dagegen das Gefühl der Muth-herzigen aus. Mit blassem Gesichte harren sie des Rufes, Todesfurcht malt sich in ihren Zügen, macht ihre Zähne klapperu und umnebelt ihre Sinne; sie gleichen den Thieren, die zur Schlachtbank geführt werden, und liefen gern Meilen weit, wenn nur das Kriegsgesetz es ihnen erlauben möchte. Psui über solche Feig-herzigen! Es ist Schade, daß sie den Namen eines Soldaten führen. — Aber sie sind be-straft genug! denn sie kennen jenes Gefühl der Freude nicht, das der Muth und die Herzhaf-tigkeit über uns bringt: ihnen ist es fremd, all' ihr Sinn für Hochherzigkeit und Ehre und ritterlichen Sinn ist untergegangen in einer elenden und lächerlichen Todesfurcht. Noch einmal psui über die Schwächlinge! Hat nun die Schlacht begonnen, wer malt die Freude, wenn der Feind weicht, den Rücken zeigt und selbstflüchtig wird. Da braus't es jauchzend durch die Reihen, da verdoppelt sich der Schritt des Fußgängers, da drückt der Reiter dem Pferde die Sporen ein, daß es ausbäumt, und hebt den Säbel, und möchte nach und

hinein in den fliehenden Feind und ihm den Garaus spielen; da rollt die reitende Artillerie lustig über das Feld, und sendet dem Feinde ein donnerndes Valet nach. — „Der Sieg ist unser!“ hört man den General rufen, die Offiziere sprechen es freudig nach, und der Jubel verklärt die Gesichter der Soldaten. Vergessen ist Noth und Tod und Gefahr, das Gefühl des Sieges schwebt hoch über allen anderen Empfindungen. Ein Augenblick des Sieges macht wochenlange Beschwernisse überschwenglich gut.

Wie gern, meine Brüder, wollen wir dem Bürger seine Freuden lassen; alle zusammen, er habe sie sich als Müßling durch Geld erkaufte, oder als Fröhner durch Arbeit im Schweiß seines Angesichts mühsam errungen, wiegen eine solche Siegesminute nicht auf!

Aber nicht der eigene Sieg allein wird im Felde die Quelle ächter Soldatenfreuden. Auch der Sieg der Brüder wird da zum Hochgenuß, und von einem solchen will ich Euch ein Beispiel erzählen.

Als die verbündeten Heere im Jahre 1814

vor Paris angekommen waren, um dem Feinde am 30. März die letzte entscheidende Schlacht zu liefern, wurden das I. und II. Preußische Armeekorps anfänglich in die Reserve gestellt, weil beide in den frühern Gefechten sehr gelitten hatten, auch dergestalt zusammengeschnitten waren, daß beide nur noch in ein Korps formirt werden konnten. — Bald aber mußte das Korps in die Feuerlinie rücken, vertrieb die vorpoussirten feindlichen Truppen und deployirte in den Ebenen, dem Montmartre gegenüber. Hier sollte es den Angriff des Bülow'schen und Langeronschen Korps abwarten, die mehr rechts gegangen waren und von der Seite von Elichy her gegen den Montmartre anrücken sollten. Auf dem linken Flügel suchten die Preußischen und Russischen Garden.

Das Korps hatte das Gewehr beim Fuß genommen und erwartete den fernern Befehl. Die Batterien befanden sich vorne und kanonirten den Feind in und bei la Chapelle; bei ihnen befand sich der Prinz August von Preußen, der zwar an diesem Tage die Infanterie des Korps befehligte, aber als Chef

der Artillerie auch für die gute Aufstellung der Batterien gesorgt hatte.

Auf einmal kam ein Adjutant vom linken Flügel her gesprengt, schwenkte den Hut und rief: „Viktoria! die Garden haben das Dorf Pantin genommen, die Höhen von Belleville sind erstürmt und 40 Kanonen erobert!“ — Der Prinz befahl, dies den Truppen bekannt zu machen. Unmöglich ist es mir, Euch, meine Waffenbrüder, die Freude zu schildern, die unter den Truppen herrschte, als diese Nachricht zu ihren Ohren kam. Wie durch einen Zauberschlag nahmen sie das Gewehr von selbst auf, ein lautes Hurrah ertönte auf der ganzen Linie, die Reiter schlugen ihre Säbel gegen einander, die Chefs sprengten vorüber, einer rief dem andern zu: „Habt Ihr's gehört? Wir haben gesiegt, die Garden haben 40 Kanonen genommen!“ — Und abermals Hurrah! Es lebe der König! — Nun waren die Truppen beinahe nicht mehr zu halten; sie verlangten mit Ungestüm zum Sturm geführt zu werden. Da ertönte es: Marsch! auf der ganzen Linie. Alles trat an, aber mit

mit solcher Festigkeit, daß die Offiziere die Leute mit Gewalt zu einem gemäßigten Schritt anhalten mußten, weil es doch der Infanterie nichts helfen kann, wenn sie ohne Athem an den Feind kommt. Die Tirailleurs wurden vorgezogen, und das Signal zum Feuern gegeben. —

Da erscholl es von neuem: „Halt! Halt! Das Feuern eingestellt! Es ist Waffenstillstand!“

— Aber das war eine schwierige Aufgabe. Die Truppen waren einmal von Siegeslust erfüllt, sie sahen den Feind Auge in Auge, wie vermochten sie da, der einhaltenden Stimme augenblickliche Folge zu leisten! Alle Trompeter bliesen Appell, die Hornisten zum Stopfen, Offiziere ritten umher und geboten, das Feuern schweigen zu lassen. Mühsam, und nur erst, als von feindlicher Seite das Feuern ganz nachgelassen hatte, gelang es, die aufgeregten Gemüther zu beruhigen; die Schüsse fielen einzeln, und zuletzt herrschte allgemeine Stille.

Sagt selbst, lieben Freunde, kommt die Freude, welche wir an jenem heißen Tage erlebten, irgend einer andern in der Welt wohl

gleich? Wird das Andenken daran nicht fortleben in der Brust jedes Einzelnen, der das Glück hatte, sie zu genießen und zu theilen? Erfreut es nicht selbst Euch, Ihr jüngern Krieger, daß es Eure Brüder, Eure Freunde waren, die sie genossen, die sie mit ihrem Blute sich erkämpft hatten? Nun spreche einer: der Soldatenstand habe keine Freuden! — O, diese armselige Behauptung kann nur der wagen, der nie den Augenblick erlebt hat, wenn der Siegesruf tapfrer Soldaten an die Wolken erscholl, wenn ihr Auge den Rücken ihrer Feinde erblickte.

Nicht minder groß, aber von edlerer und heiligerer Natur ist die Freude, die dem Soldaten wird, wenn die Stimmen durch ihn geretteter Bürger und friedlicher Bewohner der Städte und Dörfer ihn als Befreier begrüßen und ihren Dank ihm zujauchzen. Da tritt der Soldat in der ganzen Würde, im ganzen Stolze seines ehrenwerthen Standes einher, hoch klopft sein Herz bei dem Bewußtseyn, sein Leben daran gesetzt zu haben, um der Schirm und Schutz des Landes, der Engel

seiner Bewohner zu werden. Da drängen sich Greise und Kinder in die Reihen der Tapfern, und achten sich hochgeehrt, wenn der Soldat ihnen erlaubt, seine Rechte zu schütteln. Zarte Frauen und Mädchen begrüßen sie lieblosend, weiße Tücher flattern lustig in der Luft; Lob, Preis und Dank strömt von allen Lippen über die rühmliche, ritterliche Schaar. „Gott Lob, daß Ihr da seyd!“ — hört man den Einen rufen, und sieht ihn seine Hände dankbar zum Himmel erheben; „nun hat unsre Noth ein Ende!“ stammelt ein Anderer; „da kommen unsre Befreier, unsre Retter!“ — ein Dritter. — Wer von Euch, meine Brüder, würde solche Freude, solches Entzücken weggeben, und sei es um welchen Preis es wolle!

Eine Freude andrer, aber ähnlicher Art genießt der Soldat, wenn er aus dem Kriege heimkehrt zu den Fluren des Vaterlandes; vorausgesetzt, daß die Bürger noch eingedenk sind, was er für sie gethan und gelitten hat, und nicht — wie der Fühllose es zu thun pflegt — gleichgültig das Brett wegwerfen,

das ihn aus dem Schiffbruche trug. Auch hiervon will ich Euch ein Beispiel mittheilen. — Zum Zweitemale war der Welt der Friede in Frankreichs Hauptstadt wiedergegeben. Der besiegte Feind leistete die erforderliche Bürgschaft, und die Heere traten ihren Rückmarsch an. Das damalige I. Armeekorps setzte über den Rhein bei Köln, wendete sich dann links und schlug die Straße über Elberfeld und Barmen ein.

Die Jahreszeit war rauh, der Winter hart, Schnee und Eis bedeckten Feld und Flur. Die Wege waren verdorben, der Marsch der Truppen dadurch einer der mühseligsten. Die Verpflegung wurde aus den Magazinen verabreicht, und nicht alle Beamte dachten daran, daß es besser sei, dem heimkehrenden Soldaten seine Portion lieber zu reichlich, als geschmälert zuzutheilen. So kamen wir vor Elberfeld an.

Der Weg schlängelt sich hier im Thale der Wipper — oder Wupper, wie sie dort genannt wird — fort; zu beiden Seiten befinden sich Fabriken und andere Anlagen der kunstfleißigen

und betriebsamen Bewohner dieses Thales, dessen Schönheiten uns freilich die weiße Flordecke verbarg, das aber zu einem der reizendsten der Rheingegend gehört. — Auf einmal gewahrten wir, da, wo zwei Häuser einander gegenüber stehen und nur einen schmalen Durchgang für die Landstraße lassen, einen Behang von Blumenkränzen, so gut der Winter sie gestattet, in dessen Mitte ein Schild schwebte, das die Inschrift trug:

Das dankbare Barmen

den

siegreich rückkehrenden Kriegern!

Der Soldat war wahrlich an dem rauhen Dezembermorgen nicht zur Freude aufgelegt, aber dieser gutmüthige, harmlose und gewiß wieder gemeinte Zuruf heiterte die verdüsterten Gemüther auf. Mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen zogen wir durch den Triumphbogen in das Städtchen, und liebeich begrüßten die Einwohner den Zug; nicht die Kälte des Tages, nicht das heftige Schneegestöber hielt sie ab, auf den Straßen zu weilen und ihre lieben Gäste in Empfang zu nehmen. Und

die biedern Bewohner begnügten sich nicht etwa mit dem trocknen Zuspruche; sie machten es nicht wie jene Großstädter, die den rückkehrenden Soldaten Blumen streuten und ihnen dann eine elende Dachkammer anwiesen, und den Brunnen auf dem Hofe zum Labequell empfahlen. Nein, Barmens und Elberfelds Bewohner dachten und handelten liebevoller, und hohe Freude gewährt es mir, jetzt eine Gelegenheit zu finden, ihnen öffentlich sagen zu können, daß wir tief im Innersten unsers Herzens die Liebe und Freundlichkeit dankbar erkannt haben, mit der sie uns damals empfingen und aufnahmen. Zwar wollte ich es schon damals in einer öffentlichen Zeitschrift im Namen aller meiner Kameraden thun, aber der Herausgeber war ein engherziger Mensch, der den Aufsatz nicht drucken wollte, weil er nicht das Lob seiner Stadt aussprach.

Um beide Städte zu schonen, hatte mir mein General befohlen, die Truppen möglichst zu vertheilen; aber das gaben die Burgemeister nicht zu. Sie sagten: „Ihre Truppen

haben ohnehin in dieser harten Jahreszeit einen schlimmen Marsch; wozu sollen sie nun noch zu halben Meilen auf die Dörfer gehen und durch die beschneiten Thäler klettern? Wir behalten so viel von ihnen bei uns, wie wir nur beherbergen können.“ — Und so geschah es. Jeder Wirth nahm seine Gäste selbst in Empfang, führte sie im Triumph in sein Haus, nahm ihnen Waffen und Gepäck gastlich ab, geleitete sie zum warmen Ofen und trug auf, was Küche und Keller vermochten. — Nicht genug. Am Abend gaben die Bürger den Offizieren einen glänzenden Ball auf dem Stadthause, den Soldaten aber ebenfalls einen Tanz in verschiedenen Gasthäusern, und bewirtheten sie festlich, und tranken auf die Gesundheit des Königs und seines tapfern Heeres.

Und glaubt Ihr etwa, sie hätten es bloß mit uns so gemacht, vielleicht weil wir die ersten waren? Keinesweges. Wir waren einmal nicht die ersten, welche zurückkehrten, und nach uns kamen noch viele Brigaden, die alle auf ähnliche liebevolle Art von Elberfeld's und Barmen's Bewohnern empfangen und bewirthet wurden.

Ist das nicht eine Freude, und wer genießt eine solche reiner und höher, als der Soldat?

Rechnet dazu, daß zu jener Zeit der Abstand gegen die frühere Aufnahme an der deutschen Grenze gewaltig bitter war. In Aachen und Köln mit Verdruß und finstern Gesichtern empfangen, täglich in Streitigkeiten wegen armseliges Unterkommen verwickelt, auf die Magazinportion allein eingeschränkt, gezwungen, meilenweit im Schnee umher zu waten, weil die Städte die Last der Einquartierung mit Gewalt von sich und auf das platte Land wälzten, in den Städten selbst in die höchsten und finstersten Kammern gewiesen, damit der beschmutzte Fuß des Soldaten die Prunkzimmer der feinen Hausdame ja nicht verunreinige, — das ist ein Bild von unserer damaligen Lage. Und den Offizieren ging es um nichts besser. Es ist überall üblich, daß der Offizier feineres Brod und bessern Branntwein erhält, als der Soldat, ein Vorzug, der an die Achtung geknüpft ist, die man seinem Stande schuldig ist; hier aber erhielt der Offizier die nämliche

Portion, wie der Soldat, d. h. schwarzes Brod und Kernbranntwein. — So konnte es nicht fehlen, daß die Truppen trübsinnig das reiche und üppige Land durchzogen; denn wie gern und unverdrossen auch Jeder gewiß alles erträgt, was der Natur der Sache nach nicht anders seyn kann, so ist es auf der andern Seite betrübend, wenn der Soldat, nach so vielen ausgestandenen Beschwernissen und Gefahren, sich keiner freundlichen und gastlichen Aufnahme von den eigenen Landsleuten zu erfreuen hat, um so mehr, wenn er als Sieger aus dem Felde heimkehrt. — Wie groß mußte also nicht unser Erstaunen, unsre Freude seyn, als jene Tafel mit der freundlichen Inschrift uns in's Auge fiel. Wie werden Euch das nicht vergessen, biedre Bewohner von Barmen und Elberfeld, und erkennen Eure Liebe ewig mit gerührtem Herzen, so wie die Vorsorge Eurer wackern Obrigkeiten. — Und wer von Euch, meine jungen Freunde, dereinst jene Straße ziehen sollte, der erinnere sich an diese Erzählung, und vergelte durch Deutseligkeit, durch zuvorkommende Freund-

lichkeit und liebevolles Betragen gegen seine biedern Wirthe das, was sie einst an uns, Euren Brüdern, so herzlich und gutmeinend gethan haben.

LI. Der listige Schüge.

Es giebt Vorfälle im Kriege, wo man mit offener Gewalt nicht ausreicht und zur List seine Zuflucht nehmen muß. Hier kommt die Verschlagenheit dem Soldaten trefflich zu statten, allein sie muß mit Besonnenheit und nebenbei auch mit Muth verschwifert seyn; der bloß Verschlagene wird so lange gute Dienste thun, wie alles gut geht; kommt er aber in eine unerwartete Lage, oder stößt er auf Hindernisse und Schwierigkeiten, die er nicht vorausseh, so kann er nur durch Besonnenheit sich aus der Verlegenheit ziehen, oder durch Muth und Entschlossenheit sich zu retten.

Ihr müßt einen Soldaten, der sich verkleidet in das feindliche Lager schleicht, um uns Nachricht vom Vorhaben des Feindes zu bringen, von einem Spion wohl unterscheiden.

Ein Spion ist eine verächtliche Gattung von Menschen, der gewöhnlich aus schnöder Gewinnsucht sich zu dem gefährlichen Handwerk verleiten läßt, und nicht selten dem Feinde ebenso dient, wie dem Freunde, besonders wenn er von jenem besser bezahlt wird, oder in Gefahr geräth, entdeckt zu werden. Unternimmt aber ein Soldat ein solches Wagestück, so hat er keine andere Absicht, als sich nützlich zu machen und seinem Heere einen guten Dienst zu leisten. Da jedoch ein solches Unternehmen immer mit großer Gefahr verknüpft ist, so schreitet man nur im äußersten Falle dazu, das heißt, wenn uns kein anderes Mittel, gewisse Nachrichten zu erhalten, übrig bleibt; sonst setzt man nicht gern das Leben eines Soldaten auf diese Weise auf's Spiel. Die Lage der Dinge muß also das Wagestück rechtfertigen.

Vor Ausbruch des Krieges 1815 stand bekanntlich ein Theil der Preussischen Armee in den Niederlanden an der Maas und Sambre, und hatte ihre Vorposten gegen die französische Grenze vorgeschoben. Obzwar der Krieg so

gut wie erklärt war, hatten doch die Feindseligkeiten noch nicht ihren Anfang genommen; die Bedetten begnügten sich, einander anzusehen; die Patrouillen streiften von beiden Seiten auf der Grenze.

Man wußte, daß der Feind in den rückwärts der Grenze gelegenen Gegenden allerhand Vertheidigungsanstalten getroffen, z. B. die Wege und Straßen verdorben und durch breite und tiefe Quergraben ungangbar gemacht, in den Wäldern dicke und lange Berhaue angelegt, hin und wieder Schanzen aufgeworfen hatte u. s. w.; allein etwas Näheres und Gewisseres konnte man nicht davon erfahren, und man mußte mit dem zufrieden sehn, was Reisende oder Pandleute uns davon mittheilten.

Nun war uns aber Alles daran gelegen, über diese Anstalten genaue und gründliche Nachricht zu bekommen, damit, wenn der Marsch in das feindliche Gebiet angetreten wurde, die Hindernisse im Voraus bekannt wären, auf die man stoßen würde. Diese Nachrichten konnte nur ein ganz zuverlässiger Mann geben,

der obenein Militair seyn mußte; denn die Beschreibung der Bürger und Bauern von jenen Anstalten waren so verworren und wunderbarlich, daß man eigentlich nicht recht daraus klug werden konnte. Es wurde also im Stillen umher gefragt, ob sich nicht ein verschlagener und dabei zuverlässiger Soldat entschließen wolle, unter irgend einer Verkleidung über die Grenze zu gehen, die vom Feinde getroffenen Maaßregeln und Vertheidigungsanstalten in Augenschein zu nehmen, und einen gründlichen Rapport darüber zurückzubringen. — Da meldete sich der Schütze Wilhelm Friedrich II. vom Schlesischen Schützenbataillon zu diesem allerdings gewagten und gefährvollen Unternehmen. Das Bataillon hatte einen Vorposten bei dem Städtchen Fontaine l'Évêque besetzt, und Friedrich dadurch Gelegenheit gehabt, sich mit der Gegend auf der Grenze und den landeinwärts führenden Wegen genau bekannt zu machen. Allein die größte Schwierigkeit bestand darin, daß er mit der französischen Sprache nicht bekannt war und nur einige wenige Worte, die zum gewöhnlichen Leben ge-

hören, verstand. Indessen er verließ sich auf seine Verschlagenheit und auf sein gutes Glück.

Zu seiner Kleidung wählte er die eines Douaniers. Ein Douanier ist in dortiger Gegend was man bei uns einen Grenzbereiter nennt, d. h. ein Beamter, der den Auftrag hat, auf der Grenze umher zu patronilliren und Acht zu haben, daß keine verbotenen Waaren und Kaufmannsgüter heimlicher Weise ein- oder ausgeführt werden, auch daß keine verdächtigen Menschen sich ohne Paß über die Grenze und in das Land schleichen. Solche Douaniers sind in der Regel beritten, allein es giebt auch unberittene, die, mit übergehanger Büchse und einem tüchtigen Hirschfänger bewaffnet, ihre Patrouillen machen. Einen solchen stellte Friedrich vor.

Er wählte absichtlich diese Verkleidung, weil sie ihm die meiste Sicherheit gewährte. Denn die Bedetten und Schildwachen des Feindes kannten die Uniform der Douaniers schon von weitem und ließen diese Offizianten frei und ungehindert passiren; auch waren sie es schon gewohnt, sie auf sogenannten Schleich- und

Nebenwegen oder andern verbotenen Pfaden wandern zu sehen. Die Schleichhändler vermeiden nämlich gern die großen und gebahnten Straßen und suchen die verstecktesten Schleichwege aus, um ihren Kontrebandehandel desto sicherer und ungestörter treiben zu können; will man ihrer also habhaft werden, muß man ebenfalls solche Wege einschlagen.

Ihr seht schon daraus, daß der Schütze ein pffiffiger und verschlagener Mensch war; allein diese Eigenschaften waren nöthig, sollte ihm das Unternehmen gelingen.

So trat er denn am 10. Juni getrost seine gefährliche Wanderung an. Er schlich sich unbemerkt zwischen zwei feindlichen Bedetten durch, näherte sich ihnen von hinten her, so daß sie gar kein Arges haben konnten, und ihn für einen von dem Städtchen Beaumont kommenden Douanier ansahen. Er wünschte ihnen einen guten Morgen, schlug dann einen Seitenweg ein und verschwand aus ihren Augen. — Sobald er nur die feindliche Feldwachenlinie im Rücken hatte, war auch sein Spiel schon zur Hälfte gewonnen.

Nun ging er rüstig an's Werk. Er untersuchte zuerst die Hauptstraßen, die nach Beaumont und Chimay führen, dann die Nebenwege, und endlich die Berhaue im Walde. Wo er einen Graben antraf, der zur Unterbrechung der Straße dienen sollte, merkte er sich genau dessen Breite, Tiefe und sonstige Anlage; eben so verfuhr er bei den Berhauen und bei den Schanzen. Wo er sich nicht hinreichend auf sein Gedächtniß verlassen zu können glaubte, notirte er sich das, was er gesehen hatte, in seine Schreibtafel, um von Allem genaue und gründliche Auskunft zu geben, wenn er wieder beim Bataillon angekommen seyn würde. — Hiermit nicht zufrieden, ging er noch mehr landeinwärts, umschlich die feindlichen Bivaks, beurtheilte nach der Länge und Tiefe der Fronte die wahrscheinliche Stärke der bivakirenden Truppen, merkte sich auch die Truppengattung genau und zählte die Anzahl der Kanonen.

Als er alles aufgezeichnet hatte, was ihm irgend nur von militairischer Wichtigkeit erschien, trat er seinen Rückweg an. Da er ein Mensch war, der — wie man sagt — sich zu

orientiren verstand, so fand er auch glücklich zurück, ohne sich zu verirren, und kam endlich nach Mitternacht wohlbehalten bei den Preussischen Vorposten wieder an. Er mußte sogleich vor dem General erscheinen und Bericht erstatten von dem, was er gesehen und gehört hatte. Dieser Bericht fiel sehr zur Zufriedenheit des Generals aus, denn er war zuverlässig, treu und gründlich.

So kann es dem Soldaten, der von regem Eifer beseelt ist, gelingen, unter gar vielen Verhältnissen und in mannigfaltigen Lagen des Krieges sich nützlich zu machen.

LII. Mühsames Benehmen eines Offizianten des Kriegs-Kommissariats.

Das Kriegs-Kommissariat hat die Bestimmung, die Armee im Felde mit Lebensmitteln, Fourage, so wie überhaupt mit Verpflegung aller Art zu versorgen, und in so fern es diese Pflicht erfüllt, erscheinen die Offizianten desselben nicht nur als nützliche, sondern auch als

achtungswerthe Mitglieder einer Armee. In-
dessen bieten sich im Kriege viele andre Gele-
genheiten dar, wo das Kommissariat hülfreiche
und ersprießliche Dienstleistungen übernehmen
kann, und dahin gehört denn auch die Sorge
für die Verwundeten.

Einen solchen Fall will ich Euch, meine
Freunde, hier mittheilen, und bin im Voraus
überzeugt, Ihr werdet dem rechtschaffnen Mann,
den meine Erzählung Euch nennt, Eure Ach-
tung und Liebe nicht versagen.

Der dritte von jenen fünf merkwürdigen
Tagen der Schlacht bei Leipzig — der 16.
Oktober 1813 — war, wie Euch bekannt seyn
wird, für die Preussischen Truppen zwar sehr
ruhmvoll, aber auch zugleich sehr blutig, und
von allen Corps der Preussischen Armee, die
an diesem Tage vor Leipzig fochten, hatte das
damalige zweite unter dem heldenmüthigen
General v. Kleist einen sehr harten Stand.
Es kämpfte nämlich um den Besitz des Dorfes
Wachau, und wenn es ihm gleich nicht ge-
lang, dem Feinde dieses Dorf zu entreißen,
so verdienen seine Anstrengungen doch alles

Lob; Bonaparte selbst hat dieses erkannt, und deswegen auch das Gefecht dieses Tages die Schlacht von Wachau genannt.

Von den vier Brigaden, aus denen das zweite Armeekorps zusammengesetzt war, befand sich die des Generals v. Klütz, welche damals die 9. hieß, links von Wachau und erlitt einen höchst mörderischen Verlust. Ihr könnt Euch eine ziemlich genaue Vorstellung davon machen, wenn Ihr bedenkt, daß die Brigade an diesem einzigen Tage 55 todte und verwundete Offiziere zählte; und da der Feind das Dorf von beiden Seiten stark mit Geschütz besetzt hatte, dessen Anzahl sich gegen 48 belief, so lockerten diese die Reihen unsrer Infanterie ziemlich auf, und fast alle Verwundete waren durch Kanonenkugeln oder Granaten außer Gefecht gesetzt. Verwundungen dieser Art nennt man schwere, und das Uebelste dabei ist, daß es gewöhnlich den Unglücklichen an Kraft gebricht, sich aus dem Bereich des Geschützfeuers zu entfernen; sie müssen also darin liegen bleiben, bis Wagen herbeigeschafft werden, um sie auf-

laden und nach dem Verbindeplatz fahren zu können.

Die wenigen Wagen, welche die Brigade zu diesem Zwecke bei sich hatte, waren bald gefüllt und zurückgeschickt; die Zahl der Schwerverwundeten mehrte sich aber mit jeder Minute. In den rückwärts gelegenen Dörfern bis zu dem Städtchen Borna lag schon Alles voll Verwundeter, und in der ganzen Gegend war kein Wagen mehr aufzutreiben. — Die Kommandirten, welche die ersten Wagen zurückgebracht hatten, konnten dem Andränge nicht mehr wehren, und die Wagen wurden ihnen gleichsam unter den Händen entrissen.

In dieser für die 9. Brigade gewiß sehr traurigen Lage bewies sich ein Offiziant des Brigade-Kriegs-Kommissariats höchst thätig und zugleich muthvoll; ihm verdankte mancher Schwerverblessirte seine Rettung.

Er sammelte nämlich mit der größten Anstrengung einige Wagen, führte sie auf das Schlachtfeld, ladete die hülfbedürftigsten Verwundeten auf und führte sie rückwärts bis zu dem Verbindeplatz. Dann wachte er mit

thätiger Sorgfalt darauf, daß ihm kein Wagen abhänden kam, führte sie — sobald die Verwundeten abgeladen waren — in vollem Trabe abermals auf das Schlachtfeld, und setzte diese Reise mehreremal bis mitten in die Nacht hinein fort.

Die Bauern, welche die Wagen fuhren, scheuten sich anfänglich, in das Kanonenfeuer hineinzufahren, und doch mußte dies geschehen, wenn die Verwundeten gerettet werden sollten, da sie sich meistens nur wenige Schritte hinter das zweite Treffen schleppen konnten. Der brave Offiziant zwang aber die feigherzigen Bauern mit dem Säbel in der Hand, seinen Willen zu befolgen.

Bei einem dieser Transporte wollte ein unglücklicher Zufall, daß eine Kanonenkugel einem Bauer den Kopf wegriß. Dies war das Signal für die Uebrigen, in vollem Galop davonzufahren. Allein der Offiziant hatte ein gutes und gewandtes Pferd; er holte die Flüchtigen ein, nöthigte sie umzudrehen und wieder auf das Schlachtfeld zurückzufahren. Indessen war nun Niemand da, den Wagen

zu fahren, der seinen Fuhrmann verloren hatte, Der Offiziant besann sich keinen Augenblick. Sobald der Wagen mit Verwundeten gefüllt war, band er sein Pferd an, ergriff die Reine und fuhr den Wagen selbst zurück, bis er einen andern Fuhrmann aufgetrieben hatte. Dann setzte er seine Transporte fort.

Es macht mir viel Freude, Euch lieben Waffenbrüder, den Namen dieses wackern Offizianten nennen zu können. Er hieß Dnasc. Aber diese Freude wird zugleich durch einen Schmerz getrübt, nämlich dadurch, Euch sagen zu müssen, daß jener brave Mann nicht mehr am Leben ist, sondern vor einigen Jahren in der Blüthe seiner Jahre durch einen unglücklichen Sturz mit dem Pferde dahingerafft wurde. Doch wurde ihm vor seinem Tode noch das Glück zu Theil, für seine brave That öffentlich belohnt zu werden, indem er durch die Gnade des Königs das allgemeine Ehrenzeichen erster Klasse erhielt.

Der Offiziant Dnasc war außerhalb seiner Dienstverhältnisse ein höchst rechtlicher und achtungswerther Mensch. Er verheirathete sich

nach dem Frieden mit einem liebenswürdigen Mädchen aus Rüttich, lebte einige Jahre in glücklicher Ehe und genoß alle Ansprüche auf ein heitres und angenehmes Leben, als der Tod ihn unerwartet von dieser Welt abrief. Auf seine Gattin wirkte die Nachricht seines Todes so zerstörend, daß sie einer völligen Sinnenzerrüttung unterlag, von der sie leider bis jetzt noch nicht wieder hergestellt ist.

LIII. Die furchtlosen Offizier- Burschen.

Unter den Thorheiten der Menschen zeichnet sich vor allen der Aberglaube und die Furcht vor Gespenstern aus. Beides ist allemal eine Folge verwahrloster Erziehung und grober Unwissenheit; ein vernünftiger Mensch, der von seinem Verstande einen richtigen Gebrauch zu machen weiß, wird das Lächerliche einer Furcht einsehen, die eigentlich gar keine Furcht genannt werden kann, weil nichts da ist, vor dem der Mensch sich zu fürchten Ursache hätte. Sie liegt folglich ganz allein in der Einbildung, und

steht daher einem denkenden Menschen nicht an, am allerwenigsten aber einem Soldaten, dem das Wort Furcht ohnehin verächtlich seyn muß.

In ältern Zeiten, wo die Kenntniß von der Natur und ihren Erscheinungen noch nicht so allgemein verbreitet war, als heut zu Tage, war der Aberglaube allenfalls noch verzeihlich, weil die Menschen zu unwissend waren, um sich außerordentliche Naturerscheinungen richtig erklären zu können, mithin auf das bequemste Mittel fielen, nämlich: sie für Einwirkungen einer höhern und geheimnißvollen Macht auszugeben. Jetzt aber sind uns diese Erscheinungen nicht mehr fremd, wir können uns den Donner, den Blitz, das Nordlicht, die Sonnen- und Mondfinsternisse, und ähnliche Naturerscheinungen zur Genüge erklären; daher hat denn auch der Aberglaube abgenommen, und die Furcht vor Gespenstern ist mit ihm zugleich verschwunden; nur bei ganz rohen und ungebildeten Menschen, oder bei weibischen Schwächlingen, wird sie noch hin und wieder angetroffen.

Ein Soldat soll sich durchaus frei von lächerlicher Gespensterfurcht halten, weil sie für seinen Stand und Beruf völlig unziemlich ist.

Es giebt eine Menge Geschichten dieser Art, welche entweder von einer löblichen Beherztheit in solchen Angelegenheiten, oder von einer unmännlichen Furcht handeln; ja, einige Schriftsteller haben sie sogar gesammelt und öffentlich in Druck gegeben, um ihre Mitbürger zu belehren und vor dem schädlichen Einfluß des Aberglaubens und der Gespensterfurcht zu warnen. Die nachfolgende launige Erzählung betrifft eine solche, und da die darin auftretenden Personen Soldaten sind, so will ich sie Euch hier mittheilen.

Der Lieutenant B . . . (der Name entscheidet hier nicht) befand sich auf der Wache, und sein Freund G . . . besuchte ihn. Man unterhielt sich von mancherlei Dingen, bis endlich das Gespräch auch auf Gespenster und andere übernatürliche Dinge kam, und bei dieser Gelegenheit pries B . . . den Muth seines Burtschen Niemann in dieser Hinsicht.

„Ich zweifle keinen Augenblick,“ sagte Lieu-

tenant G . . . , „aber gegen meinen Burschen Schröder kommt er nicht auf; der ist von allem Aberglauben frei und glaubt weder an Geister noch Teufel.“

Ich kenne ihn, entgegnete B . . . , aber er scheint mir eher ein Prahler zu seyn. Mein Niemann dagegen ist, was er scheint, ein wirklich starker Geist.

„O das ist Schröder auch,“ fiel jener ein, „und ich wette, daß er mehr Herz hat, als dein Niemann.“

Ich halte die Wette, erwiederte B . . . , und zwar gelte sie drei Dukaten.

Beide Freunde reichten einander, die Wette auf diese Art eingehend, die Hände, und es wurde bestimmt, daß, wenn der Lieutenant G . . . die Wache haben würde, Schröder in der Mitternachtstunde nach einem vor dem Thore belegenen einsamen Kirchhofe beordert werden solle, um einen Todtenschädel aus dem Bein- hause zu bringen. Bei des Lieutenants B . . . nächster Wache sollte Niemann dagegen das Nämliche thun, und derjenige, dessen Bursche sich dabei am unverzagtesten zeigen würde,

solte die Wette gewonnen haben. — Der zur Entscheidung der Wette angeetzte Tag erschien. Lieutenant G. . . hatte die Wache am Thore, und sein Freund B . . . stattete ihm einen Besuch ab. Punkt zwölf Uhr in der Nacht rief Lieutenant G . . . seinen Burschen Schröder herein und befahl ihm mit kurzen und durren Worten, einen Todtenkopf aus dem nächsten Weinhaufe zu schaffen.

„Sehr wohl, Herr Lieutenant!“ antwortete er gelassen, mit unverändertem Gesicht, und ging so ruhig weg, als solle er eine Semmel vom Bäcker holen.

Ein Liedchen trällernd, trat er in das schauerlich stille Weinhaus und griff nach einem Schädel. — Plötzlich erhob sich im Innern des Hauses ein furchtbares Rasseln, und mit hoher Bassstimme erschollen die Worte: „Lass' Er den Kopf liegen, das ist mein Kopf!“ —

So? sagte Schröder gleichmüthig. Gut, so nehme ich einen andern! und tastete umher, um einen zweiten aufzunehmen. Kaum hatte er aber seine Hand danach ausgestreckt, so erklangen auf's neue die Worte, aber noch hoch-

ler und dumpfer als zuvor: „Will Er wohl den Kopf liegen lassen, das ist mein Kopf!“

Auch sein Kopf? fragte der muthige und unverzagte Mann. Nun, wie viel Köpfe hat Er denn? setzte er halb verdrießlich hinzu. Hierauf ergriff er einen dritten Todtenkopf und ging damit seines Weges, ohne auf die Donnerstimme zu achten, die furchtbarer als zuvor hinter ihm her polterte.

Er trat in die Wachtstube, setzte den Kopf mit den Worten auf den Tisch: „Hier, Herr Lieutenant, ist der befohlene Todtenkopf,“ und wollte sich wieder entfernen. Der Lieutenant B . . . schüttelte das Haupt, legte die drei Dukaten auf den Tisch und sagte: Da ist das Geld, ich habe meine Wette verloren.

„Noch nicht!“ sprach der Lieutenant G . . . „Es bleibt bei unsrer Verabredung; erst muß dein Liemann ebenfalls die Probe bestehen, und bis dahin nimm dein Geld zurück.“

Laß nur gut sehn, erwiederte B . . ., ich gebe die Wette für verloren. — Aber — hier wendete er sich zu dem auf seine Abfertigung wartenden Burschen — aber sage mir doch einmal,

Schröder, ging denn Alles gut? — O ja, berichtete der Gefragte, ziemlich gut; indessen ist mir doch etwas Seltsames passirt. So oft ich nämlich zugreifen wollte, rief mir eine Stimme zu: „das ist mein Kopf!“ — Es lief mir allerdings ein wenig kalt über den Rücken, allein ich ermannte mich gleich wieder, dachte in meinem Sinn: Kufe du, so lange du willst! und nahm den ersten besten Kopf.

„Schröder, sprichst du die Wahrheit?“ fragte der Lieutenant G . . . Ja wohl, fiel ihm sein Freund B . . . in die Rede, und eben deswegen habe ich meine Wette verloren. Mein Niemann sitzt nämlich schon seit elf Uhr im Beinhaus, um Schröbern abzuwarten und ihn einzuschüchtern. Dein Bursche ist ein braver, unverzagter Mensch, aber nicht wahr, mein Niemann ist es auch? „Allerdings!“ entgegnete der Lieutenant G . . ., und was noch mehr ist, jetzt gebe ich die Wette für verloren; denn Niemann hat in der That mehr geleistet, als Schröder. Wer Herz genug besitzt, in der Nacht einen schauerlichen Ort auf wenige Minuten zu besuchen, der thut bei weitem nicht

so viel, als der, welcher eine Stunde lang ohne Furcht dort verweilt, und seine Zeit in Einsamkeit von Schädeln, Gerippen und Todtengebeinen umgeben, daselbst zubringt. Was bedarf es also da der weitem Prüfung? Ist es dir daher genehm, so betrachten wir die Wette als schon entschieden, Niemann empfängt von mir zwei Dukaten, und Schröder den dritten!“ — Lieutenant B. . . willigte ein, und beide Burschen tranken bei einer Flasche Wein die Gesundheit ihrer Herren und des braven Mannes, dem der weggetragene Todtenkopf angehört hatte.

LIV. Vorwärts! Preußen!

Diese beiden Worte, so klein sie sind, haben oft mehr bewirkt, als manche lange Rede, wenn sie zur rechten Zeit ausgesprochen wurden. Zum Beweise dient folgender Vorfall, den ich Euch, meine Kampfgefährten, so wieder erzähle, wie ihn mir ein Offizier, der dabei gewesen ist, mitgetheilt hat, und für dessen Wahrheit er einsteht.

Es wird Euch bekannt seyn, daß die Stadt Leipzig am 19. Oktober 1813 nicht nur von allen Seiten angegriffen wurde, sondern daß auch die verschiedenen Kriegsvölker des verbündeten Heeres an dem Angriffe Theil nahmen; da sah man Preußen, Russen, Oestreicher, Schweden &c., genug fast alle Nationen, und das ist auch die Veranlassung zu dem Namen der Völkerschlacht geworden, der nichts anders sagen will, als daß die Heere der verschiedenen Völker an der Schlacht Antheil nahmen; denn daß die Völker selbst sich dabei in ihrer Heimath ganz ruhig verhielten, weiß ein Jeder.

So geschah es denn, daß die Schweden sich auf der einen Seite der Grimmaschen Vorstadt von Leipzig befanden. Der Schwedische General, Graf Adlerkreutz, welcher Chef des Generalstabs der vereinigten Nord-Armee war, leitete den Angriff auf jene Vorstadt, den der König von Schweden angeordnet hatte und die Preussischen Truppen auszuführen im Begriff standen.

Der General bemerkte, daß ein Preußi-

isches Landwehrebataillon ernst und kaltblütig auf die Vorstadt losmarschirte, die vom Feinde stark besetzt, auch mit einer gemauerten Garteneinfassung versehen war, hinter welcher die Französischen Tirailleurs gedeckt standen und einen dichten Kugelhagel auf die anstürmenden Kolonnen machten. Die Angreifenden verloren dadurch viel Leute, und namentlich jenes Bataillon. — Der General befahl also, den Angriff zu beschleunigen, um dem feindlichen Feuer nicht so lange ausgesetzt zu seyn, und schickte zu dem Ende einen Adjutanten mit dem Auftrage ab, das Bataillon zu einem rascheren Anlaufe zu vermögen.

Der Adjutant war zwar ein Schwedischer Offizier, allein von Geburt ein Deutscher und unserer Sprache vollkommen mächtig. Er sprengte an das Bataillon heran und richtete seinen Antrag an den Kommandeur aus. Dieser kannte ihn weiter nicht, auch war der einfache blaue Ueberrock eine bei uns nicht gebräuchliche Uniform; überdies kommt zuweilen im Gefecht mancher unberufene Klugsprecher an die Truppen herangeritten und verlangt

oft gar wunderliche Dinge von ihnen, — genug, der Kommandeur kehrte sich weiter nicht an die Rede des Schweden und das Bataillon blieb nach wie vor im langsamen, gemessenen Sturmschritt. Hierüber etwas entrüstet, und von regem Eifer für das Gelingen des Angriffs beseelt, glaubte der Adjutant sich an das Bataillon selbst wenden zu müssen, und redete es mit den zwei feurig ausgesprochenen Worten an: Vorwärts! Preußen! — Diese beiden inhaltreichen Worte verfehlten ihre Wirkung nicht; das Bataillon, das sich in Kolonne nach der Mitte befand, blickte nach dem Redner auf, und fing an rascher zu treten, als an der Tete sich eine Stimme mißbilligend hören ließ: „Was will denn der? das ist ja gar kein Preuße!“ — Allein sogleich erscholl aus der Mitte des Bataillons eine andre laute Stimme: „Das ist einerlei, wenn's nur ein braver Kerl ist! — Hurrah! Hurrah!“ —

Mehr bedurfte es damals nicht, die wackern Krieger zu begeistern. Freudig stimmte das Bataillon in den wohlbekanntem Kampfruf ein,

der niemals seine Wirkung auf den Feind verfehlt hat, und nach einem kurzen aber mörderischen Gefecht bemeisterte es sich der Gartenmauer, schlug die Thüren ein und erstürmte dann die Vorstadt.

Der Adjutant hat den Mann ganz deutlich bemerkt, der die Paar Worte: das ist einerlei, wenn's nur ein braver Kerl ist &c. aussprach; es war ein gemeiner Landwehrmann, allein im Getümmel des Gefechts kam er ihm wieder aus den Augen, und deshalb kann leider sein Name Euch nicht überliefert werden; indessen die That hat gesprochen, und die ist mehr werth als ein Name.

So bewirkte hier das rühmliche Beispiel und die ächt patriotische Gesinnung — ich nenne sie deshalb ächt, weil sie sich nicht blos mit Reden begnügte, sondern auch durch Handlung sich aussprach — eines gemeinen Mannes mehr, als der Zuruf eines Offiziers, und ersparte sonder Zweifel das Leben vieler braven Leute, die unfehlbar noch von feindlichen Kugeln getroffen werden mußten, wenn das Bataillon sich nicht in einen schnellern

Schritt gesetzt hätte und rascher an die Mauer heran geeilt wäre.

LV. Lob des Krieges.

(Schlußerzählung.)

Bergönnt mir, meine lieben Waffenbrüder, dieses Buch mit einem Aufsatze zu beschließen, dessen Inhalt die Ueberschrift Euch nennt!

Kann man es wohl dem Soldaten verargen, wenn er das Lob desjenigen Zustandes singt, durch den er Gelegenheit findet, der Welt öffentlich zu zeigen, daß er seines Namens, seines Standes, seines hohen Berufes werth ist? Kann man es ihm wohl verargen, wenn er sich diesen Zustand mit geschäftiger Phantasie herbeiträumt, da er allein es ist, in welchem er seinen Werth als Soldat recht eigentlich geltend machen kann? — Gewiß nicht!

Schande über den Soldaten, der den Krieg, dieses furchtbarste der Uebel, freventlich herbeiwünscht, bloß weil er sich Befriedigung seiner niederen Leidenschaften davon verspricht; aber dreifache Schande über den Soldaten, der nicht hoch aufjauchzt, wenn die Stimme seines

Königs ihn an, das Feld der Ehre ruft! Hat sein König den Krieg beschlossen, so halte der Soldat sich unerschütterlich überzeugt, daß er nothwendig war, daß das Wohl oder die Ehre des Vaterlandes ihn forderte, daß das kleinere Uebel — so groß es an und für sich auch seyn möge — dennoch unvermeidlich war, um einem größeren: dem Untergange der Wohlfahrt des ganzen Vaterlandes, zu begegnen. Der Soldat kann und soll über Nothwendigkeit oder Vermeidlichkeit des Krieges nicht grübeln, sondern hoch soll er sich freuen, daß er das ehrenvolle Loos zog, nun in seiner ganzen Kraft ritterlich aufzutreten zu können; daß der Krieg ihm das Mittel darbietet, das Zutrauen öffentlich zu rechtfertigen, das sein König in ihn setzte, als er ihm die Waffen in die Hand gab; daß die Zeit der Worte vorüber und die des Handelns gekommen ist. — Darum singt der Soldat das Lob des Krieges!

Die Philosophen haben sich bemüht, Lob und Tadel über den Krieg vielfältig auszusprechen. Laßt sie schwätzen! Sie urtheilen, wenn sie nicht selbst Soldaten sind, meistens vom

vom Kriege wie der Blinde von der Farbe: sie betrachten ihn mit dem Fernglase von weitem her, und erschrecken nicht selten vor ihm, wie vor einem bezauberten Drachen, wenn er ihnen nahe unter das Gesicht tritt. — Der Soldat sieht den Krieg mit ganz andern Augen an. Er erblickt in ihm einen seinem Berufe würdigsten Zustand; das Bewußtseyn, den Krieg selbst zu führen, giebt ihm auch Muth, Kraft und Unbefangtheit, ihn in der Nähe zu betrachten, mit einem Worte: der Soldat hat keine Ursache, den Krieg zu fürchten, wie es oft bei den Philosophen der Fall seyn mag.

Das Lob des Krieges ist von guten und gehaltvollen Dichtern oft verherrlicht worden. Waren sie selbst Soldaten, so fiel ihr Gesang gewiß um so herzlicher und aufrichtiger aus, weil der Gegenstand sie so nahe anging. Waren sie nicht Soldaten, so gehörten sie doch zu der Klasse ungewöhnlicher Menschen, weil nur solche das Lob eines Zustandes singen können, welcher gewöhnlichen, schwachen oder gar feigen Menschen unerträglich dünkt, weil ihnen

Muth und Fähigkeit abgehen, im Kriege selbst auszudauern.

Wie lebhaft ich auch den Werth des Krieges für den Soldaten empfinde, fühle ich mich doch zu schwach, sein Lob da niederzuschreiben, wo berühmte Schriftsteller mir vorangegangen sind. Ich begnüge mich daher, Euch, meine theuern Freunde, Einiges mitzutheilen, das jene meisterhaften Vorgänger uns gaben; und zwar hebe ich hier nur die Gesänge zweier Männer heraus, die das Lob des Krieges zum Gegenstand ihrer begeisternden Dichtungen machten. Der eine ist Soldat, der andere ist es nicht.

Der letztere nennt sich Wilhelm Blumenhagen, und schrieb im Januar 1814 zu Hannover ein dramatisches Gedicht unter dem Namen: „Die Schlacht bei Thermopylä.“ — Der Gegenstand dieser Schrift ist das blutige Gefecht, das die tapfern Spartaner unter ihrem heldenmüthigen Könige Leonidas bei dem engen Pässe von Thermopylä so rühmlich bestanden, als ihr theures Vaterland von der Uberschwemmung der Persischen Kriegsvölker

bedroht war. Darum hat der hochherzige Dichter in einem schön geschriebenen Vorwort auch eine Anrede an das Volk der Preußen gehalten, weil die Preußen ihm in dem Kampfe um die Erhaltung ihres Vaterlandes, als die würdigsten erschienen, um mit jenen tapfern Spartanern verglichen zu werden; darum hat er in dichterischer Begeisterung unsern geliebten Monarchen jenem tapfern und unerschrockenen Spartanerkönig an die Seite gesetzt. „Du warst es, tapfres Brennenvolk,“ — so sagt der Verfasser in seinem Vorworte — „Du brachst die Bahn voran, und sprengtest Dein edles Blut auf die wiedergewonnene, heilige vaterländische Erde! Du brachtest die höchsten, schmerzlichsten Opfer ohne Wahl und Zaudern!“ — „Glühende Wünsche,“ — so beschließt er sein Vorwort — „fromme Gebete hallen Dir nach aus jeder deutschen Brust, und kehrt Du zur Heimath bald, dann reicht das ganze Menschengeschlecht den ewigrünen, den Bürgerkranz Dir und Deinem trefflichen Friedrich Wilhelm!“

Wahrlich, lieben Freunde und Brüder, der

Mann hat gefühlt, was er schrieb, und verdient es, daß ein biederer Preussischer Soldat ihm die Hand als Bruder reicht. Empfängt hier einen kurzen Auszug aus seinem Werke, der das Lob des Krieges ausspricht. Leset diesen Auszug mit Aufmerksamkeit und Bedacht. Die Sprache ist einfach und verständlich; sollten dennoch manche Stellen Euch dunkel bleiben, so besprecht Euch mit Euern gebildeten Waffenbrüdern darüber, und einer erkläre sie dem andern nach der Anleitung, die ich Euch in der frühern Erzählung, Nr. XLVIII. gegeben habe.

Aristodem, ein junger Spartaner, der sich um die Hand der Königstochter beworben hatte und von Leonidas zum Eidam erkoren war, ist mit einem andern alten Spartaner, Namens Phlegon, im Gespräch begriffen, und vertheidigt den Krieg gegen die Scheltworte des letztern. Setzt läßt der Dichter den Aristodem sagen:

„Im Scherz nur schiltst du mir den schönen
Krieg!

„Er ist die Maienzeit der Männlichkeit,

„Wo jede Kraft in farbereichen Blüthen
„Die großen Kelche zu der Sonne treibt,
„Und weit geöffnet jede große Seele
„Dem Auge sich entfaltet bis zum Kerne.
„Er ist die Art, die aus dem tiefen Schacht
„Des Lebens Gold zum hellen Tage fördert.
„Das Größte bringt der Krieg an's
Licht; die Freundschaft
„Schlingt Eisenbande, wenn die blanken
Schilder
„Zur Doppeldeckung traulich sich berühren;
„Des Muthes stiller See schlägt hohe Brandung,
„Wenn eines mächt'gen Feldherrn Sonnenblick
„Den Schritt des Kampfs, des Schwertes
Streich begleitet,
„Und selbst der Feige fühlt sich hoch begeistert.
„Wo gehn die Sterne der Entschlossenheit,
„Der Großmuth und der edlen Treue heller
„Aus dunklem Wolkenschöße auf, als wenn
„Das Leben kleiner wird im Preise, wenn
„Die Herzen weiter werden unterm Panzer,
„Und alle Muskeln sich allmächtig dehnen?

allein die Verse sind von der Beschaffenheit,
daß sie sich auch nach der Euch Allen gewiß
bekannten Melodie: „Am Rhein, am Rhein“
u. s. w. singen lassen. Das Zeichen :: deutet
an, daß ihr die Strophe, hinter der es steht,
zweimal singen müßt.

*

*

*

Lob des Krieges.

Es leb' der Krieg! im wilden Kriegerleben,
Da stählet sich der Muth, ::
Frei kann die Kraft im Kriege nur sich heben;
Der Krieg, der Krieg ist gut. ::
Den falschen Freund, der listig Treue heuchelt,
Der Krieg macht offenbar. ::
In offner Schlacht das blanke Schwert nicht
schmeichelt,
Und jeder Hieb spricht wahr. ::
Der Krieg ist gut, er weckt die Kraft der Jugend,
Und zieht in seinem Schooß ::
So manchen Sinn für hohe wahre Tugend
Zu schönen Thaten groß. ::

Der Krieg ist gut; er ruft aus festem Schlummer
Den trägen Weichling auf. :,:
Er lohnt Verdienst. — Und schafft er manchen
Kummer,
Löst er auch manchen auf. :,:

Der Krieg ist gut; im Reiben seiner Kräfte
Ist für die Welt Gewinn. :,:
Der Krieg macht froh: im Wechsel der Geschäfte
Nimmt er die Grillen hin. :,:

Er lehrt die Kunst, das Leben zu verachten,
Wenn es die Pflicht gebent; :,:
Und immer nur es als ein Gut betrachten,
Das man der Tugend weihet. :,:

Er lehret uns entbehren und genießen;
Er würzt auch schwarzes Brod. :,:
Und wenn durch ihn auch manche Thränen
fließen,
Er giebt den schönsten Tod. :,:

Es leb' der Krieg, wo hohe Kraft nur sieget,
Nicht Trägheit Lorbeer flieht. :,:
Es leb' der Krieg! Unsterblichkeit erstieget,
Wer durch ihn Palmen bricht! :,:

Es leb' der Krieg! Nur dem bring' er Verderben,
Der treulos Frieden bricht. ∴
Zur Schlacht, zur Schlacht! Wir Alle lernen
sterben
Für Vaterland und Pflicht! ∴

So lebt denn wohl, meine Freunde, meine
theuern Waffenbrüder! Ist es mir gelungen,
Euch durch dieses Buch Freude und zugleich
Nutzen zu gewähren, so will ich mich hoch be-
lohnt achten für die kleine Mühe, es für Euch
aufgesetzt zu haben; ja ich unternehme es viel-
leicht, Euch bald einen zweiten Theil zu schen-
ken, denn noch manche herrliche That ist mir
zur öffentlichen Bekanntmachung mitgetheilt
worden.

Führt uns dereinst der Ruf der Ehre wieder
zusammen auf das Feld der Thaten, so grüßen
wir uns als theure, liebe Bekannten, die ein-
ander nicht fremd sind. Dann, meine Freunde,
laßt uns auch durch Thaten von neuem be-
weisen, was wir in Worten verhiessen! Dann
laßt uns zeigen, daß wir den großen Ruf ver-

standen, den der König unser Herr an uns ergehen ließ, als er uns zu den Waffen rief. Und fallen wir im Kampfe für das Recht und die Ehre, so sei unser letzter Athemzug:

**Gott segne den König und das
Vaterland!**

Bei dem Verleger dieser Schrift sind folgende militairische Werke erschienen und für die beige-
setzten Preise zu haben:

- Decker, C. v., das militairische Aufnehmen, oder vollständiger Unterricht in der Kunst, Gegenden sowohl regelmäßig als nach dem Augenmaasse aufzunehmen. Mit besonderer Rücksicht auf die herrschenden militair. Verhältnisse und auf eigends dazu erfundene Instrumente genau bearbeitet. Mit 8 Kupfert. und 6 Tab. 2te Aufl. gr. 8. 1818. Mit der Theorie des Reflektors als dazu gehörigen Anhang. 2 Rthlr. 15 Sgr.
- Ansichten über die Kriegführung im Geiste der Zeit. Nach dem Franz. des Rognat und nach Vorlesungen, welche im Winter 181 $\frac{1}{2}$ den Offizieren des Generalstabes in Berlin gehalten worden sind. 2te vermehrte Auflage. 8. 1822. 1 Rthlr. 25 Sgr.
- die Artillerie für alle Waffen, oder Lehrbuch der gesammten reinen und ausübenden Feld- und Belagerungs-Artillerieswissenschaft, in drei Theilen, (wovon der erste die reine oder theoretische Artillerie, der zweite die angewandte oder praktische Feldartillerie, und der dritte die Belagerungs-Artillerie enthält). 1ster Thl. 2te durchaus neu bearbeitete und um Vieles erweiterte Aufl. gr. 8. 1826. geh. 2 Rthlr. 10 Sgr. Der 2te und 3te Theil wird neu gedruckt.
- Der Feldzug in Italien in den Jahren 1796 und 1797; mit 1 Operationskarte, welche zugleich den Plan von Mantua u. das Schlachtfeld von Rivoli enthält, und einem chronolog. Register. kl. 8. geh. 2 Rthlr.
- die Gefechtslehre der beiden verbundenen Waffen: Kavallerie und reitende Artillerie. Mit 42 Fig. auf 6 Kupfert. gr. 8. 1819. 2 Rthlr. 20 Sgr.
- der kleine Krieg im Geiste der neuern Kriegführung, oder Abhandlung über die Verwen-

- dung und den Gebrauch aller drei Waffen im
 kleinen Kriege. Erläutert durch 8 Kupfertaf.
 3te Aufl. 8. 1828. 2 Rthlr. 5 Sgr.
- Decker, C. v., die Taktik der drei Waffen: In-
 fanterie, Kavallerie und Artillerie, einzeln und
 verbunden. Im Geiste der neuern Kriegsfüh-
 rung. Vorlesungen, gehalten auf der Königl.
 Kriegsschule zu Berlin. Erster Theil (die Tak-
 tik der einzelnen Waffen). 2te Aufl. gr. 8.
 broch. 1833. 2 Rthlr.
- die Taktik der drei Waffen 2c. Zweiter Theil.
 (Die Taktik verbundener Waffen, der Divisio-
 nen, der Infanterie- und Kavallerie-Korps ent-
 haltend). gr. 8. 2te Aufl. 1833. 2 Rthlr.
- der Preuß. Taschen-Artillerist. Eine Samm-
 lung von Notizen, welche auf die theoretische und
 praktische Geschützwissenschaft, so wie auf den
 Preussischen Artilleriedienst im Frieden und im
 Kriege Bezug haben. Mit 4 Kupfert. und meh-
 reren typogr. Zeichnungen. 16. broch. (herabges.
 Preis) netto 15 Sgr.
- Versuch einer Geschichte des Geschützwesens
 und der Artillerie in Europa, von ihrem Ur-
 sprunge bis auf die gegenwärtigen Zeiten. Mit
 besonderer Bezugnahme auf die Preuß. Artille-
 rie, und zum Behufe der Vorlesungen über die
 Geschützwissenschaft. 2te völlig umgearb. und
 verbess. Aufl. 8. 1822. 22½ Sgr.

Von demselben Verfasser befindet sich unter der
 Presse:

Die Schlachten und Hauptgefechte des siebenjäh-
 rigen Krieges, mit vorherrschender Bezugnahme
 auf den Gebrauch der Artillerie, in Verbindung
 mit den beiden andern Hauptwaffen der Armee.
 Mit 19 kolorirten Schlachtplänen. Ladenpreis
 2 Rthlr.



BG0624886

Ef 420



BG0624887

